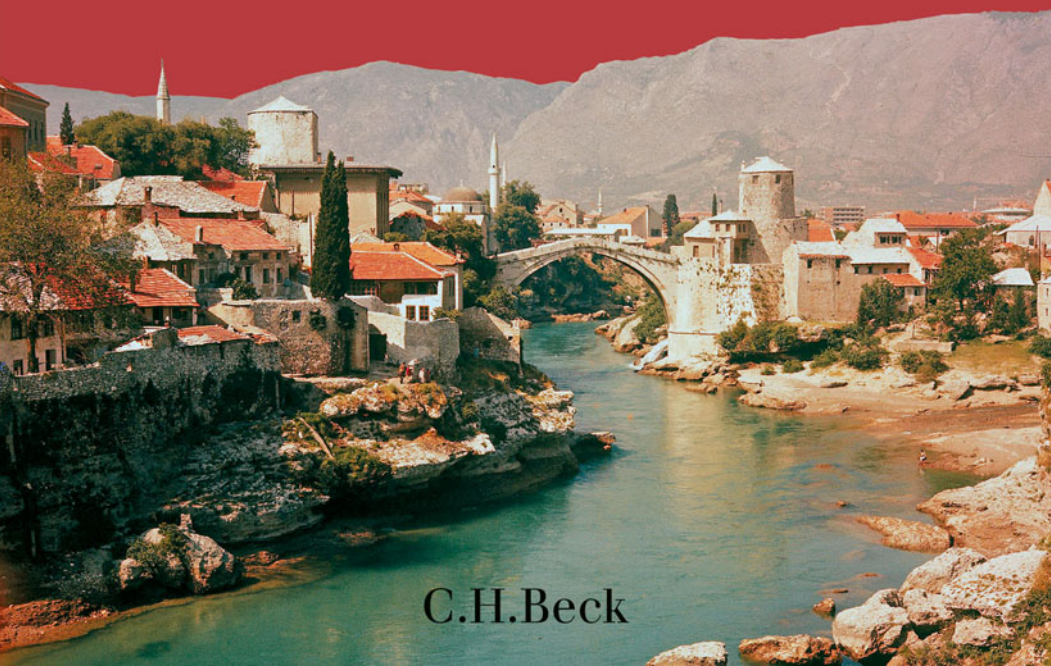




MARIE-JANINE CALIC

# Südosteuropa

WELTGESCHICHTE EINER REGION



C.H.Beck



MARIE-JANINE CALIC

# Südosteuropa

*Weltgeschichte einer Region*

C.H.Beck

Vor- und Nachsatz:  
Portolankarte 1652 (anonym) – Staatsbibliothek München,  
Handschriftenabteilung, Cod. Turc. 431.

Mit 41 Abbildungen, 7 Karten (von Peter Palm, Berlin)

1. Auflage. 2016

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: oben: Ansicht von Dubrovnik aus dem Liber Viridis, 18.

Jhd. (c) Bruno Barbier / akg-images / unten: Mostar (Herzegowina),

Brücke, im 16. Jhd., undatiertes Foto (c) akg-images

ISBN Buch 978-3-406-69830-9

ISBN eBook 978-3-406-69831-6

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel  
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de).

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere  
Informationen.

# INHALT

## Einleitung 9

### ERSTER TEIL 19

#### Lebenswelten und Zivilisationen vor 1500

1. Südosteuropa und seine Bewohner	20
2. Zivilisationen und Religionen zwischen Rom und Byzanz	31
3. Herrschaft, Wissen und Weltverständnis	45
4. Mittelalterliche Weltwirtschaften	57
5. <i>Kruja 1450</i>	69

### ZWEITER TEIL 83

#### Weltreiche und Weltwirtschaften 1450 bis 1800

<b>I. Aufstieg und Vormacht des Osmanischen Reiches</b>	85
1. Herrschaft und Verwaltung in Rumelien	85
2. Islamisierung, Konfessionalisierung und vornationale Identitätsbildung	100
3. Osmanische Weltmacht im Zeitalter der Entdeckungen	113
4. Archaische Globalisierung	126
5. <i>Istanbul 1683</i>	138
<b>II. Herausforderungen des «Ancien Régime»</b>	152
6. Das Habsburgerreich und Russland greifen nach Südosteuropa	153
7. Aufklärung? Aufklärung!	165
8. Die Erfahrung der Welt: Wissenschaft und Reisen	179
9. Handel und Wandel in der Proto-Globalisierung	190
10. <i>Ragusa (Dubrovnik) 1776</i>	200

**Das Jahrhundert der globalen Revolutionen 1776 bis 1878**

<b>I. Die Auflösung der alten Ordnung 1770 bis 1830</b>	216
1. Die Amerikanische und die Französische Revolution	217
2. Von der Revolution zur Eigenstaatlichkeit	228
3. <i>Thessaloniki (Saloniki) 1821</i>	239
4. Europäische Antworten auf die Orientalische Frage	251
5. Piraten, Pest und andere globale Herausforderungen	265
<b>II. Auf dem Weg zum Nationalstaat 1830 bis 1878</b>	276
6. Nationalismus und Nationalbewegung im Vormärz	277
7. Bauern, Bürger und sozialer Wandel	289
8. Nationalisierung und Globalisierung der Religionen	302
9. Republikanischer Nationalismus und internationale Völkergemeinschaft	315
10. <i>Plodiv, Sredna Gora und Rhodopen 1876</i>	328

**Weltkrisen und Weltkriege 1870 bis 1945**

<b>I. Imperialismus 1870 bis 1912/13</b>	344
1. Orientalische Krisen	345
2. Nationalismus und Internationalismus im Zeitalter der Ideologien	359
3. Kommunikation, Technik und transnationale Mobilisierung	371
4. Die Wirkungen der Globalisierung	385
5. Die Kolonialisierung der Wahrnehmung	398
6. <i>Belgrad 1913</i>	411
<b>II. Postimperiale Neuordnung 1912/13 bis 1945</b>	424
7. Von den Balkankriegen zum Lausanner Vertrag 1912/13 bis 1923	424
8. Von der Demokratie zur Diktatur	437
9. Die Welt als Bühne: Internationalismus und Multilateralismus	448
10. Deglobalisierung und Große Depression	459
11. Dimensionen kultureller Globalisierung	469

12. <i>Bukarest 1939</i>	478
13. Südosteuropa im Zweiten Weltkrieg	491

FÜNFTER TEIL 503

**Globalisierung und Fragmentierung 1945 bis heute**

1. Der Aufbau des Kommunismus	504
2. Südosteuropa in der Architektur des Kalten Krieges	517
3. Kultureller Austausch und globale Zivilgesellschaft	529
4. Globaler Konsum, globale Krisen	541
5. <i>Sarajevo 1984</i>	554
6. 1989 und die Folgen	565
7. Südosteuropa in der globalen Gegenwart	579

FAZIT 591

**Südosteuropa und die Welt**

<b>Anhang</b>	606
Anmerkungen	606
Literatur	628
Bildnachweis	675
Glossar	676
Zeittafel	678
Register	682
Karten	700





## Einleitung

Alle mächtigen Reiche sind einander ähnlich – arm ist jedes Land auf seine eigene Art. Jahrhundertlang haben Römer und Byzantiner, später Venezianer, Habsburger und Osmanen Südosteuropa im imperialen Stil beherrscht und geformt. Seine Bewohner teilen daher viele gemeinsame Erfahrungen, und bis heute sind ihre Schicksale eng miteinander verknüpft. Andererseits sind Albaner, Südslawen, Rumänen und Griechen mit der Fremdherrschaft auf ganz unterschiedliche Weise umgegangen. Ein sozialkulturell einheitlicher Raum ist somit nicht entstanden, und auch eine gemeinsame Identität sucht man vergeblich. Stattdessen hat sich hier eine einzigartige sozialkulturelle Vielfalt herausgebildet.

Dieses Buch versteht sich als Versuch, Werden und Wandel Südosteuropas aus der Perspektive von transkulturellen Beziehungen und Globalgeschichte neu zu denken. Es geht um die Frage, wie Südosteuropa mit fernerer Kontinenten und Kulturen verflochten war, wie grenzüberschreitende Prozesse und Interaktionen dort wahrgenommen und gestaltet wurden und wie es aus diesen heraus sozial konstruiert wurde. Dabei zeigt sich, dass Austauschbeziehungen zwischen Menschen, Ideen und Sachen in der Vergangenheit eine viel größere Rolle spielten, als es in gängigen historischen Narrativen und Geschichtsbildern zum Ausdruck kommt. Zudem will das Buch einen Beitrag dazu leisten, die vielen Facetten der Globalisierung aus den historischen Räumen heraus besser zu verstehen.

In einem großen Teil der Historiografie steht bislang die Entwicklung der Nationen und Nationalstaaten im Mittelpunkt. Sie stellen für die allermeisten Menschen heute den primären Erfahrungs- und Handlungsraum dar. Vor dem 19. Jahrhundert und teilweise noch im 20. Jahrhundert war das allerdings anders, als die meisten Südosteuropäer noch in multiethnischen, multireligiösen und multikulturellen Großreichen lebten, also Konglomeraten locker verbundener Länder, deren Bevölkerungen ganz unterschiedlichen Glaubensrichtungen und Lebensweisen anhängen, und soziale Gruppen, Milieus und Netzwerke noch nicht zu Nationen zusammengewachsen waren. Gleichwohl wird die Geschichte

Rumäniens, Makedoniens oder Kosovos gerne in die früheste Vergangenheit zurückprojiziert, um dann einen linearen Prozess zu beschreiben, der vermeintlich folgerichtig auf die Gründung des Nationalstaats zulief. Gesamteuropäische oder global vermittelte Prozesse und raumübergreifende Erfahrungen geraten dabei nur allzu leicht aus dem Blick.

Ein anderer Teil der Forschung betrachtet Südosteuropa als weitgehend geschlossene Geschichtsregion, die sich durch bestimmte innere Strukturmerkmale wie Geografie, Demografie, Wirtschaft, Kultur oder sogar Mentalität auszeichnet. Weil der Westen in der Regel als Modell und Maßstab eines weltweit einheitlichen Modernisierungsprozesses erscheint, an dem sich alle anderen Länder und Regionen messen müssen, werden dort meist Defizite beschrieben, zum Beispiel das vermeintliche Ausbleiben von Renaissance und Aufklärung oder die sozialökonomische Rückständigkeit an sich. Der Ansatz neigt zum Eurozentrismus, weil grenzüberschreitende Prozesse häufig nur in Form von Transfer und Diffusion westlicher Ideen und Erfindungen vorkommen und viele Phänomene, die nicht in das idealtypische Schema der westlichen Moderne passen, ganz ausgeblendet werden. Außerdem ist es schwierig, Verbindungen und Verflechtungen zwischen Ländern, Regionen und Kontinenten dingfest zu machen, sofern man von fixen Raumkategorien ausgeht. Schon angesichts der häufigen Verschiebungen von Grenzen sowie der massiven Wanderungsbewegungen zwischen den Großreichen erscheinen derartige geschichtsregionale Abgrenzungen problematisch.

Wer sich der Geschichte Südosteuropas über die Imperien-Forschung nähert, stößt hingegen auf eine Literatur, die die Region aus der Perspektive der großen Reichszentren betrachtet, auf der Basis von Quellen aus Venedig, Istanbul oder Wien. In den Hauptstädten besaß man allerdings einen eher beschönigenden Blick auf die Realitäten in der Peripherie. Man erfährt dort vor allem, wie sich die Imperien selbst sahen, nämlich als gute und gerechte Herrschaften, und nicht, wie die Beziehungen zwischen Metropolen und Provinzen tatsächlich funktionierten, wie die Ordnung in den Regionen erfahren wurde oder wie bestimmte zentrifugale Dynamiken entstanden. So bildete sich der Mythos, es hätte in den multiethnischen Empires eine größere Toleranz geherrscht als im Nationalstaat. Der gewaltsame Zerfall Jugoslawiens hat die Empire-Nostalgie neu angefacht und die Perspektiven auf Südosteuropa stark auf die Erforschung von Nationalismus und Gewalt eingengt.

Im Unterschied zu den genannten Zugängen sind nicht Nation, Großregion oder Imperium zentrale Analyseeinheiten dieses Buches, sondern

translokale, -regionale und -nationale Austauschbeziehungen. Denn die kulturwissenschaftliche Wende und der «spatial turn» der Geschichtswissenschaft haben die traditionelle Vorstellung von Raum als einem Behälter von Kultur, sozialen Formationen und Identität in Frage gestellt und die vermeintlich objektiven Raummerkmale als kulturelle Konstrukte demontiert. Angeregt durch die bahnbrechenden Arbeiten von Edward Said und Maria Todorova, wurden mittlerweile zahlreiche Forschungen darüber unternommen, wie westliche Reisende, Schriftsteller und Wissenschaftler «den Balkan» seit dem 18. Jahrhundert wahrgenommen und mental erschaffen haben. So wurde klar, dass romantische Ideale und «gelehrte Vorurteile» über vermeintlich wesenhafte, essentielle Raummerkmale bis heute die Perzeptionen und den Diskurs über Südosteuropa prägen.<sup>1</sup>

Des Weiteren haben die moderne Globalgeschichte sowie Forschungen zu Translokalität und Transnationalität wichtige Impulse gegeben, um das nationalstaatliche Paradigma zu überwinden und damit eine regelrechte historiografische Revolution auszulösen. Anstelle internalistischer Erklärungen trat die Erforschung von Austauschbeziehungen, und statt linearer Prozesse werden nun eher synchrone Entwicklungen und globale Konstellationen untersucht. Aber auch die Grenzen der historischen Regionen wurden relativiert, indem sie heute als Zonen des Kontaktes und der Übergänge erscheinen.<sup>2</sup> Diese Ansätze sind mittlerweile so einflussreich geworden, dass man von einem «neuen Konsens» in der Geschichtswissenschaft sprechen kann, der Interaktionen zwischen Gesellschaften als treibende Kräfte des Wandels identifiziert hat.<sup>3</sup> Mit Christopher Bayly lässt sich schließen, «dass alle lokalen, nationalen und regionalen Geschichten in wichtiger Hinsicht Globalgeschichten sein müssen».<sup>4</sup>

Die Geschichte Südosteuropas einmal aus der ungewohnten Perspektive weltweiter Verflechtungen zu erzählen, bietet Vorteile. Viele Vorgänge lassen sich gar nicht verstehen, wenn man sie nur im geschichtsregionalen oder nationalen Rahmen behandelt, zumal in einem Zeitalter wachsender globaler Zusammenhänge. Außerdem entsteht durch die Betrachtung von grenzüberschreitenden Interaktionen, Verflechtungen und Erfahrungen ein neues, facettenreiches Bild von Südosteuropa, das populäre Vorstellungen und Stereotype vom rückständigen und ewig gewalthaften «europäischen Anderen» konterkariert. So mancher vermeintliche Exzeptionalismus wird im globalen Kontext als regionale Ausformung übergeordneter Prozesse erkennbar. Die dunklen Seiten der

Geschichte wollen auch in diesem Buch beschrieben und erklärt werden, aber vollständiger wird das Bild, wenn man darüber hinaus intellektuelle, wissenschaftliche und kulturelle Leistungen, politische Gestaltungsentwürfe sowie nicht zuletzt die Handlungsfähigkeit der historischen Akteure einbezieht. Deswegen führen die genannten Ansätze auch zu ganz neuen Fragen und Themen. Wie manifestierten sich grenzüberschreitende Prozesse und die Globalisierung im engeren Sinn in den Ländern Südosteuropas? Wer und was beförderte Verflechtung und Austausch? Wie ordnete sich die Region in die Strukturen der Weltwirtschaft ein, und wie wirkte sich das Zusammenwachsen der Welt auch in politischer und kultureller Hinsicht aus? Und wie stark waren die Beharrungskräfte, wie bedeutend war die Zahl derer, die sich der Einbindung in übergreifende Zusammenhänge entzogen?

«Südosteuropa» zu definieren ist ein uferloses Unterfangen. Schließlich lässt sich ja schon «Europa» räumlich nur schwer bestimmen, weil es mit ganz unterschiedlichen Bedeutungs- und Sinnzuschreibungen versehen ist. So gibt es auch kontroverse Ansichten darüber, welche Länder und Regionen genau zu Südosteuropa zu rechnen sind. Definitionen gibt es viele, aber weder geografische noch politische, kulturelle oder historische Abgrenzungen vermögen vollkommen zu überzeugen. Einige Historiker plädieren dafür, nur den byzantinisch-osmanisch geprägten Teilraum als zusammengehörig zu betrachten und die ehemals habsburgischen Gebiete auszuklammern, weil sie strukturell eher zu Mitteleuropa gehörten. Wenngleich das Argument etwas für sich hat, steht zu bedenken, dass die Großreiche durch die Jahrhunderte dauernd ihre Grenzen veränderten und viele Regionen mal hier- und mal dorthin gehörten. Deswegen muss jeder, der eine Geschichte Südosteuropas schreibt, letztlich eine pragmatische Entscheidung treffen, welche Länder behandelt werden und welche nicht. In diesem Buch sind das jene historischen Regionen, die im 20. Jahrhundert in Jugoslawien, Bulgarien, Rumänien, Albanien und Griechenland aufgingen. Diese blicken auf ein prägendes, allerdings nicht ausschließlich byzantinisches und osmanisches Erbe zurück. Ungarn, das manchmal ebenfalls zu Südosteuropa gerechnet wird, passt strukturell und historisch tatsächlich eher in die Gruppe der mittel(ost)-europäischen Staaten mit Tschechien, Polen und der Slowakei. Streng genommen gehören wegen ihrer überwiegend westkirchlich-habsburgischen Prägung auch Slowenien, Kroatien und Siebenbürgen zu dieser Gruppe. Allerdings waren sie aufgrund ihrer Bevölkerungsstruktur und dann auch ihrer modernen politischen Geschichte sehr eng mit dem vor-

mals ostkirchlich-osmanischen Teil Südosteuropas verknüpft. Sie kategorisch aus der Erzählung auszuschließen würde daher zu Verkürzungen führen. Ohnehin relativiert sich aber aus der Perspektive transnationaler Prozesse und weltweiter Zusammenhänge die leidige räumliche Abgrenzungsfrage, und das wäre ein weiterer Vorteil des Ansatzes, Südosteuropa als Teil eines größeren, womöglich globalen Ganzen zu betrachten. Weil in diesem Buch Südosteuropa nicht als klar definierter Behälter von Kultur und Gesellschaft angesehen wird, sondern als Knotenpunkt transregionaler Vernetzungen, die ihrerseits als Produkt historisch wandelbarer sozialer Praktiken und Vorstellungswelten erscheinen, bleiben die Grenzen des Untersuchungsraumes, der teilweise auch Großreiche und Nachbarländer einbezieht, folglich unscharf. Sie verändern sich in Abhängigkeit vom gewählten Zeithorizont und von der jeweiligen Fragestellung.

Ein weiterer Fallstrick liegt in den korrekten Begriffen. Soll man von «Südosteuropa» sprechen oder darf man auch «Balkan» verwenden? In der Region wehrt man sich entschieden gegen das Balkanetikett, das mit vielen negativen Stereotypen behaftet ist. Denn in dem Maße, wie sich das Osmanische Reich im 19. Jahrhundert von seinen südosteuropäischen Rändern her gewaltsam auflöste, entwickelte sich der Begriff der «Balkanisierung» zur Chiffre für Kleinstaaterei und irrationale Gewalt – und ist es bis heute geblieben. Bereits um 1900 plädierten Gelehrte aus der Region dafür, lieber den noch unbelasteten Begriff «Südosteuropa» zu gebrauchen, der auch auf kulturelle Gemeinsamkeiten und politische Zusammenarbeit hinwies. Nachdem aber später die Nationalsozialisten vom «Südostraum» sprachen, den sie rassistisch neu ordnen und wirtschaftlich ausbeuten wollten, war auch dieser Begriff verbrannt. Er ist, allerdings meist unbewusst, ebenfalls mit vielen abwertenden Konnotationen behaftet. Eine neutrale Bezeichnung für die Region existiert also nicht. Wie andernorts werden «Südosteuropa» und «Balkan» auch in diesem Buch synonym verwendet, wobei «Balkan» tendenziell eher den osmanisch geprägten Teil meint.<sup>5</sup>

Wie aber lässt sich die Geschichte Südosteuropas aus der Perspektive weltweiter Zusammenhänge schreiben? Vier leitende Fragestellungen und Anliegen stehen in diesem Buch im Vordergrund.

Erstens sollen Ereignisse, Prozesse und Erfahrungen in globale Kontexte eingeordnet werden. Man erkennt dann zum Beispiel, dass die Türkenbekämpfer im 15. Jahrhundert vom entstehenden Kaufmannskapitalismus in der Mittelmeerwelt abhängig waren, wie stark die Gelehrten

und Aufständischen des 19. Jahrhunderts durch das globale Zeitalter der Revolutionen beeinflusst waren oder wie sich der politische Islam im 20. Jahrhundert auch auf dem Balkan ausbreiten konnte.

Ein zweites Anliegen ist es, globale Verflechtungen und Interaktionen raum-zeitlich konkret zu rekonstruieren. Neben den klassischen Themen von Handel, Migration und der Geschichte der Imperien geht es auch um bislang wenig erforschte Prozesse, unter anderem die Verbreitung von Wissen, sowie globale Herausforderungen wie Menschenhandel, Seuchen und humanitäre Katastrophen. Als Akteure einer globalgeschichtlich inspirierten, relationalen Geschichte treten dabei besonders mobile Gruppen in Erscheinung, wie Reisende, Pilger und Händler ebenso wie transimperiale und transkulturelle Subjekte und Vermittler, zum Beispiel Gelehrte, Auswanderer oder Dolmetscher. Nicht zuletzt geraten als Knotenpunkte von grenzüberschreitenden Austauschprozessen und Netzwerken nunmehr Handelsplätze, Hafenstädte oder auch Klöster in den Fokus.

In einer dritten Forschungsdimension wird der Frage nachgegangen, welchen Platz Südosteuropa in den entstehenden globalen Zusammenhängen einnahm – in politischer, ökonomischer und kultureller Hinsicht. Dabei wird unter anderem der Wandel der Weltwirtschaft nachgezeichnet und gefragt, ab wann und warum die südosteuropäischen Länder zum Opfer der «great divergence» (Kenneth Pomeranz) wurden, warum sie also ihren Reichtum ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr so stark vermehren konnten wie der Westen. Welches Veränderungspotential gab es in den Balkangesellschaften, und welche Bedeutung hatten die jeweiligen kulturellen Ressourcen für die Teilhabe an der modernen globalisierten Welt? Und warum ließen sich die sozialökonomischen Disparitäten bis heute nicht überwinden?

Viertens sind in diesem Buch unterschiedliche Sichtweisen auf die Welt und deren Veränderungen von Interesse. Wann und durch wen entwickelten sich Vorstellungen von globalen Zusammenhängen? Wie wurde Globalität in unterschiedlichen historischen Zeiten, kulturellen Kontexten und Räumen erfahren, interpretiert, erklärt und diskursiv konstruiert? Und wie wirkte sich dies auf die Selbstwahrnehmung und auf das politische Handeln aus?

Wenngleich dieses Buch versucht, eine globalgeschichtliche Perspektive einzunehmen, ist es als Gesamtdarstellung angelegt, behandelt also auch viele Aspekte, die sich nicht unbedingt auf weltweite Zusammenhänge zurückführen lassen. Es ist jedoch nicht als Handbuch oder Nach-

schlagewerk gedacht, und ebenso wäre eine umfassende Betrachtung sämtlicher Teilräume schon aus Platzgründen unmöglich. Die Erzählung geht daher immer wieder exemplarisch vor, um die unübersichtliche Fülle des Stoffes zu ordnen und die großen Entwicklungslinien herauszuarbeiten. Vor allem soll sie Material und Argumente liefern, die Geschichte Südosteuropas unter innovativen Aspekten zu betrachten, neue Einsichten geben und dazu anregen, in der Zukunft in der beschriebenen Richtung weiter zu forschen.

Um neben den Makroprozessen auch der Mikrogeschichte Raum zu geben, unterbrechen die chronologisch-systematische Erzählung einzelne Kapitel, die jeweils von einem konkreten Ort in einem bestimmten Schlüsseljahr handeln. Es sind strukturhistorische Zwischenrufe, die die Multiperspektivität des Geschehens einfangen sollen. Im Brennglas lässt sich rekonstruieren, wie Ereignisse und übergreifende Prozesse konkret durch die Zeitgenossen erfahren wurden und welche spezifischen inneren und äußeren Bedingungen ihr Denken und Handeln beeinflussten, etwa 1683 in Istanbul, 1876 in Plovdiv oder 1984 in Sarajevo. Wie manifestierten sich historische Veränderungen konkret vor Ort? Was konnte man dort damals über die Welt wissen? Mit wem und wie standen bestimmte Gruppen und Individuen in Kontakt? Indem wir uns einerseits quer durch die Region und andererseits längs durch die Jahrhunderte bewegen, lässt sich nicht nur die soziokulturelle Diversität abbilden, sondern auch der historische Wandel.

Globalgeschichte wird plastischer, wenn man sie auch als Lebensgeschichte begreift.<sup>6</sup> Um dem Denkstil und dem Habitus der Zeitgenossen näher zu kommen, werden Biografien von Männern und Frauen eingestreut, die typisch für Lebensweise und Zeitgeist ihrer Epoche waren. Unter anderen werden uns ein albanischer Astronom, ein kroatischer Bischof, ein griechischer Revolutionär, ein bulgarischer Händler, ein rumänischer Außenminister und eine serbische Unternehmerin begegnen – und damit sehr unterschiedliche Lebenswege und geistige Horizonte. Aus diesen Biografien wird vor allem eines deutlich: Menschen haben überall und zu allen Zeiten in Alternativen gedacht, und ohne ihre Neugier, ihren Mut und ihre Abenteuerlust wäre die Geschichte womöglich ganz anders verlaufen. Damit soll nicht zuletzt gezeigt werden, wie stark die historische Entwicklung auch durch Handlungsoffenheit und durch Kontingenz gekennzeichnet war. Die vermeintlich prägende historische Macht von Kultur und Struktur entpuppt sich spätestens hier als Mythos.

Das Buch spannt einen sehr weiten zeitlichen Rahmen, der von der Spätantike bis in die jüngste Gegenwart reicht. Prozesse der Vernetzung und Globalisierung bringen eigene Bewegungsgesetze und mögliche Periodisierungen hervor. Einen einheitlichen Weltzusammenhang konnte es vor den europäischen Entdeckungen um 1500 noch nicht geben, als sich erste Ansätze einer «archaischen Globalisierung» und später «Proto-Globalisierung» entwickelten.<sup>7</sup> Aber schon in der Antike und im Mittelalter gab es Räume intensiverer Kommunikation nach außen und mobile Gruppen, die kulturelle Kontakte und Interaktionen über weite Distanzen vorantrieben. Bereits damals entwickelten sich raumübergreifende Weltwirtschaften und eine «Hierarchie von verschachtelten ‚Welten‘».<sup>8</sup> Von einer Globalisierung im engeren Sinn, einer integrierten Weltwirtschaft, kann man dann aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sprechen, und ebenso fasste erst ab dieser Epoche der Transnationalismus Fuß, also die Idee, sich grenzüberschreitend für universale Anliegen zu engagieren.<sup>9</sup> Vor einer linearen Erzählung stetig wachsender Vernetzung und globaler Einbindung sollte man sich trotzdem hüten. Hingegen wird zu zeigen sein, dass sich Phasen intensiveren Austauschs mit solchen der Entflechtung und Abschottung ablösten. Ferner traten, während die Welt zusammenwuchs, auch neue Fragmentierungen auf, und die politische, wirtschaftliche und kulturelle Globalisierung verlief selten synchron. Nicht zuletzt mögen verschiedene Regionen und soziale Gruppen sogar gänzlich von diesen raumübergreifenden Prozessen unberührt geblieben sein oder diese mindestens nicht bewusst wahrgenommen haben.

Dieses Buch beabsichtigt nicht, eine der zahlreichen Theorien und Konzepte zu Globalisierung und Globalität zu überprüfen oder anzuwenden. Zum Beispiel hat der argentinische Ökonom Raúl Prebisch den Liberalismus als Ursache für wirtschaftliche Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisse zwischen Mächten und ihren früheren Kolonien identifiziert. Neben zahlreichen anderen Dependenz-Theoretikern hat es vor allem Immanuel Wallerstein mit seinem Weltsystem-Ansatz unternommen, ungleiche sozialökonomische Entwicklung in Kernländern, Semi-Peripherien und Peripherien aufgrund asymmetrischer Tauschbeziehungen zu erklären. Auf die eurozentrische Modernisierungstheorie antwortete Shmuel N. Eisenstadt mit dem Paradigma der «Multiplen Moderne», indem er soziokulturelle Pfadabhängigkeiten gesellschaftlicher Entwicklung betonte und nunmehr divergierende Muster von «Modernität» in Europa und Asien feststellte. In der neuesten Zeit entdeckten Soziologen



schließlich die «Weltgesellschaft» als eigenständige Form der Sozialorganisation. Wissenschaftler sprachen unter anderem von «reflexiver» (Ulrich Beck), «verflochtener» (Shalini Randeria) und «globaler» (Arjun Appadurai) Moderne, in der das Globale und das Lokale auf radikal neue Art interagierten. Globalhistorische Anregungen kamen ferner von der Empire-Forschung, die machtpolitische Dimensionen in den Weltbeziehungen herausgearbeitet hat, sowie aus dem breiten Feld der postkolonialen Studien, die sich auf kulturelle Beziehungen zwischen ehemaligen Herrschern und Beherrschten konzentrieren. Nicht zuletzt hat die soziologische Netzwerkanalyse ein Instrumentarium bereitgestellt, die in viele Richtungen strömenden «flows» von Waren, Informationen und Personen abzubilden. Diese Ansätze liefern wichtige Anregungen und Einsichten für die historische Analyse, können aber bestimmt keinen allgemeinen Erklärungsrahmen für all die unterschiedlichen und zum Teil widersprüchlichen Phänomene und Prozesse liefern, die im Verlauf so vieler Jahrhunderte auftraten. Aber auch wenn in diesem Buch keine allgemeine Theorie getestet werden soll, wird es an seinem Ende möglich sein, einige grundsätzliche und weiterführende Schlüsse zu ziehen.

Ein Buch der vorliegenden zeitlichen Tiefe und thematischen Breite kann weder alle interessanten Themen zur Sprache bringen noch alle einschlägigen Forschungskontroversen und Sekundärliteratur vollständig nachweisen. Bei der Reduzierung auf die großen Linien musste mancher interessante Aspekt unter den Tisch fallen, und auch in den Fußnoten ist nur das Allernötigste nachgewiesen. Weil durch die Jahrhunderte viele verschiedene Namen und Schreibweisen für Städte, Regionen und Personen in Gebrauch waren, ließ sich manche Inkonsistenz nicht vermeiden. Der Verständlichkeit halber werden meistens die im Deutschen am geläufigsten Formen benutzt, auch wenn die Orte heute offiziell anders heißen (zum Beispiel Temeswar statt Timișoara oder Kosovo statt Kosova).

Hilfreiche Hinweise verdanke ich Mariana Hausleitner, Ioannis Zelepos, Mary C. Neuburger, Nataša Mišković und Jozo Džambo. Besonders danke ich Hildrun Glass, Gerhard Seewann und Anna Vlachopoulou, die das Manuskript teilweise gelesen haben, und vor allem Christian Deubner und Daniel Bussenius, die es ganz durchgearbeitet haben. Sehr verpflichtet bin ich zudem Joachim von Puttkamer und Włodzimierz Borodziej, die mir einen einjährigen Aufenthalt am Imre Kertész Kolleg in Jena und dadurch die rechtzeitige Fertigstellung des Manuskripts ermöglicht haben. Nicht zuletzt danke ich dem Verlag C.H.Beck für die stets freundliche, tatkräftige und kompetente Unterstützung.



## ERSTER TEIL

### Lebenswelten und Zivilisationen vor 1500

Am Anfang war Alexander der Große. Kein Feldherr, kein Herrscher hat die Fantasie der Nachwelt so beflügelt wie er. Die Geschichte, die Erfahrungen, das Leben, ja gar die Zukunft von Griechen, Slawen, Türken, Rumänen und Albanern wurden auf seine überwältigenden Taten projiziert: Krieg und Eroberung, Imperium und Reichtum, Macht und Ruhm. Das Erbe des sagenhaften makedonischen Kriegshelden begehrten Hellenen und Römer, byzantinische Kaiser und osmanische Sultane, albanische, serbische, bulgarische und rumänische Fürsten und Türkenbekämpfer, schließlich sogar griechische und türkische Revolutionäre und Staatsmänner der Neuzeit. Jahrhundertlang gefielen sich die Mächtigen darin, das fabelhafte Idealbild Alexanders zu aktualisieren und auf sich zu übertragen. Heute berufen sich sowohl Griechenland als auch die Republik Makedonien auf das antike Alexanderreich, weswegen sie sogar einen erbitterten politischen Streit ausfechten.<sup>1</sup> Denn Gruppen und Gesellschaften, die jahrhundertlang von Fremden bedroht und beherrscht wurden, wünschen sich umso mehr eine weit zurückreichende gloriose Geschichte, je unsicherer sie sich in der Gegenwart fühlen. Die Antike bildet schon deswegen einen festen Bestandteil im Repertoire der Identitätskonstruktion der Balkanvölker, und so ist es erstaunlich, dass diese Epoche in den meisten neueren Gesamtdarstellungen der südosteuropäischen Geschichte gar nicht vorkommt.<sup>2</sup> Dabei dementieren die wissenschaftlichen Befunde mythische Deutungen der Nationalgeschichte ebenso wie lieb gewonnene Vorstellungen vom europäischen Anderen, dem ewig barbarischen Balkan. Im fernen Spiegel der frühen und mittleren historischen Zeiten präsentiert sich Südosteuropa vielmehr als ein vom griechisch-römischen und christlichen Erbe geprägter unauflöslicher Bestandteil Alteuropas.

### 1. Südosteuropa und seine Bewohner

«Von allen Ländern Europas ist die [europäische] Türkei das einzige, von dem wir jetzt noch sehr unvollständige oder mangelhafte Kenntnisse haben», schrieb 1840 der Geograf Ami Boué. Die wenigen Reisenden, welche sich in das Land gewagt hätten, schilderten es in düsteren Farben. Sie vermochten «das europäische Publicum nicht von dem Irrthum zu befreien, ... dass es daselbst von Räuber- und Mörderbanden wimmle». <sup>3</sup> Als erster westlicher Gelehrter bereiste und beschrieb er jeden Winkel im Inneren der Balkanhalbinsel. <sup>4</sup> Das Ergebnis war ein beeindruckend material- und detailreiches geografisch-ethnografisches Werk, mit dem er die Region und ihre Einwohner dem Westen näherbringen wollte.

Bis zum 19. Jahrhundert, als die Gelehrten in der Romantik den Eigenwert der Volkskultur entdeckten, interessierten sich nur Altertumskundler für Südosteuropa. Wegen der griechischen Antike sprach man von der «hellenischen», «griechischen», «byzantinischen», «illyrischen» und «moesischen» Halbinsel. Auch die Osmanen befassten sich mit den lokalen Kulturen kaum. «Mazedonien, Serbien, Bulgarien, Dobrudscha usw. kennen die Türken als geographische Eintheilungen gar nicht», bemerkte der Orientalist Joseph von Hammer-Purgstall, nur deren Verwaltungsgebiete. <sup>5</sup> Ihre europäischen Besitzungen nannten sie einfach «Rumelien», also das «römische Land», das sie einst Byzanz abgenommen hatten. <sup>6</sup>

Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts bürgerte sich der Name «Balkan» für die südosteuropäische Halbinsel ein. Damals wurde es üblich, Regionen nach bestimmten geografischen Gegebenheiten zu bezeichnen. <sup>7</sup> Weil sich Geografen das Balkangebirge fälschlich als eine Bergkette vorstellten, die das Schwarze Meer mit den Alpen verbinde und Südosteuropa vom Rest des Kontinents abtrenne, ähnlich wie die Pyrenäen die Iberische Halbinsel, kam der Name «Balkanische Halbinsel» auf. Klassisch Gebildete kannten sie bis dahin unter dem antiken Namen «Haemus». Zwar gab es in Bulgarien tatsächlich ein Gebirge namens Balkan, allerdings nicht in der vermuteten Länge und Lage, weshalb schon Ami Boué, der den Irrtum aufdeckte, lieber von der «Europäischen Türkei» sprach. Aber je weiter das Osmanische Reich im Verlauf des 19. Jahrhunderts zusammenschumpfte, desto populärer wurde das Etikett «Balkan», mit dem sich schließlich nicht nur eine Großregion, sondern auch

Zustände notorischer Turbulenz und endemischer Gewalt verbanden. «Der Name, den man dem Gebiet jetzt allgemein gibt», erklärte 1917 ein Standardwerk zur Orientalischen Frage, ist «die Balkanhalbinsel» oder einfach «der Balkan.»<sup>8</sup>

Weil es zwischen Südosteuropa und dem Rest des Kontinents keine natürlichen Barrieren gibt, war es seit ältesten Zeiten in überregionale Prozesse und Interaktionen eingebunden. Die räumliche Offenheit gegenüber Mitteleuropa, die Anrainerschaft zu Mittelmeer und Schwarzem Meer, die Brückenlage an zwei Kontinenten und vor allem der menschliche Erkundungsdrang begünstigten den Austausch zwischen Ländern und Regionen. Entlang der großen Fernstraßen waren nicht nur Einzelne, sondern ganze Völker in Bewegung, wodurch eine vielseitige, ständigen Wandlungen unterworfenen ethnografische Landkarte entstand. Migrationen brachten unterschiedliche Stämme und Kulturen miteinander in Kontakt, Gemeinschaften lösten sich auf und fanden wieder neu zusammen, Namen wurden übertragen oder verschwanden, religiöse und kulturelle Konversionen und Assimilationen brachten hybride oder sogar ganz neuartige Identitäten hervor. Abgeschlossen ist der Prozess bis heute nicht, denn Völker, Sprachen und Kulturen sind offene, veränderbare Gebilde, keine sachlich, räumlich oder zeitlich objektivierbaren Einheiten.

Trotzdem wird über keine Frage so heftig gestritten wie über die Ethnogenese. Seit sich die Gelehrten in der Renaissance auf die Antike als Wiege der europäischen Zivilisation besannen, vor allem aber im Zeitalter des Nationalismus, suchten sie in tiefster Vergangenheit nach den Ursprüngen der eigenen Kultur. Sie fahndeten nach Kontinuitäten von Herkunft, Geschichte, Sprache und Gebräuchen seit ältesten Zeiten, um eine überzeitliche Existenz zu belegen, die die osmanische Epoche überdauert hätte. So entstanden teleologische Narrative, die von Völkern in antiker Vergangenheit erzählten, um dann einen Prozess zu beschreiben, in dem sie folgerichtig auf die Gründung des Nationalstaats zusteuerten. Vorstellungen von einer vermeintlich überzeitlichen nationalen Existenz sind bis heute populär, und es ändert wenig, dass die Wissenschaft viele der lieb gewonnenen Mythen korrigiert hat.<sup>9</sup>

Wollte man versuchen, einzelne historische Schichten der Ethnogenese bis zur osmanischen Epoche herauszupräparieren, ergäbe sich grob vereinfacht folgendes Schema: Das älteste Substrat der heutigen Völker war die indoeuropäische Urbevölkerung, die ab 3000 v. Chr. über sehr lange Zeiträume hinweg nach Südosteuropa einwanderte und aus der sich ver-

schiedene altbalkanische Stämme und Kulturen entwickelten. Mit ihr vermischten sich ab dem 3. Jahrhundert v. Chr., als das Imperium Romanum nach Südosteuropa griff, Kolonisten aus Italien und verschiedenen anderen Teilen des Reiches. Dann kamen im 5. bis 9. Jahrhundert Einwanderer unterschiedlicher Sprachfamilien hinzu: Slawen, türkische Protobulgaren und finno-ugrische Magyaren. Nicht zuletzt hinterließen zu unterschiedlichen Zeiten durchziehende Stämme wie Goten, Awaren, Hunnen und andere Steppenvölker ihre Spuren. Aus dem Nordwesten Indiens kamen ab dem 11. Jahrhundert die indoeuropäischen Roma, aus Deutschland im 13. Jahrhundert die «Sachsen» und von der Iberischen Halbinsel ab dem Ende des 15. Jahrhunderts die sefardischen Juden nach Südosteuropa. Flucht, Vertreibung, Kolonisation und Assimilation haben die ethnokulturelle Landschaft auch in späteren Epochen immer wieder umgestaltet.

Nach heutigem, immer noch mit vielen Unsicherheiten behaftetem Forschungsstand bevölkerten in antiker Zeit zunächst verschiedene altbalkanische Stämme die Balkanhalbinsel. Welche Gruppen die Zeitaläufe überlebt haben und was von ihnen in anderen Kulturen aufgegangen ist, bleibt jedoch umstritten. Da schriftliche Hinterlassenschaften rar sind, muss man auf vieldeutige archäologische, sprachwissenschaftliche oder epigrafische Quellen und Artefakte zurückgreifen. Gesichert aber scheint Folgendes: Südlich einer Grenze, die durch Albanien, Makedonien und Thrakien bis nach Konstantinopel verlief, lebten überwiegend griechischsprachige Gruppen. Nördlich davon waren Stämme beheimatet, für die sich die Sammelbezeichnung Illyrer, Thraker und Daker einbürgerte. Alle gehörten zur indoeuropäischen Sprachfamilie; Ausgrabungen erzählen von hoch entwickelten Kulturen.

Zu den ältesten Siedlungen Südosteuropas gehören jene auf der griechischen Halbinsel. Dort entstand im 9. vorchristlichen Jahrhundert unter dem Einfluss von Mesopotamiern, Ägyptern, Phöniziern und anderen ein System autonomer, kulturell und politisch hoch entwickelter griechischer Stadtstaaten. Die Griechen dominierten in der klassischen Periode das gesamte östliche Mittelmeer, und um sich zusätzliche wirtschaftliche Möglichkeiten zu erschließen, gründeten sie im gesamten mediterranen Raum, am Schwarzen Meer, in Anatolien und Nordafrika Kolonien. Dazu gehörten unter anderem Byzantium, Korkyra (Korfu), Odessos (Varna) sowie Melaina Korkyra (Korčula), Pharos (Hvar) und Issa (Vis). Von der adriatischen Küste und den Inseln her drangen griechische Händler auch tief in das Innere der Balkanhalbinsel vor, um

beispielsweise Keramik zu verkaufen und im Gegenzug Bernstein, Salz und Metalle zu erwerben.<sup>10</sup>

Nördlich der zersplitterten griechischen Stadtstaatenwelt stieg im 4. Jahrhundert v. Chr. das Königreich Makedonien auf. Wahrscheinlich waren auch die Makedonier ursprünglich Griechen, jedoch vermischten sie sich später mit illyrischen, thrakischen und anderen Stämmen. Philipp II. schuf eine zentralisierte Reichsgewalt, ehe er und sein Sohn Alexander Griechenland, Ägypten und das Perserreich eroberten. Nach dem Tod des legendären Alexander zerfiel das riesige Makedonische Reich, aber seine Siege und sein Ruhm sollten noch vielen Herrschern inner- und außerhalb Südosteuropas zum Vorbild reichen. Als sich seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. Slawen in Makedonien niederließen, wurde das Griechische verdrängt, während nur der Ländername erhalten blieb. Die Bezeichnung «Makedonisch» wurde auf das slawische Idiom übertragen.<sup>11</sup> Der komplexe Amalgamierungsprozess gibt bis heute Anlass zu bitteren Kontroversen: Die griechische Historiografie geht von einer makedonisch-griechischen Kontinuität aus, die makedonische von einem nichtgriechischen Urvolk, mit dem sich die Slawen vermischt hätten.<sup>12</sup> Beide Deutungen entspringen nationalistisch gefärbten Geschichtskonstruktionen, die sich von empirischen Befunden kaum irritieren lassen. Seit dem Zerfall Jugoslawiens tobt ein politischer Streit zwischen Skopje und Athen, wem der Name Makedonien und die Symbole aus der Zeit Philipps II. und Alexanders zustehen.<sup>13</sup>

Aber zurück zur Vergangenheit. Weiter im Westen siedelten die Illyrer: im Norden Griechenlands, in Albanien und dem Gebiet des späteren Jugoslawien. Sie spalteten sich in zahlreiche Stämme und Kulturen auf. Neben den «echten Illyrern» wurden häufig auch Dalmater, Liburner, Japoden und Pannonier zu ihnen gezählt. Die Illyrer besaßen Münzen, aber keine Schrift, wohnten in Pfahlbauten und gingen der Weidewirtschaft, Fischerei und Seeräuberei nach. Offenbar verfügten sie über gute Kenntnisse im Schiffsbau, in der Geografie, Navigation, Meteorologie und Astronomie. Im 3. Jahrhundert v. Chr. entstand unter König Agron ein Illyrisches Königreich. Die Piraten, die von dort aus das Mittelmeer unsicher machten, waren sowohl Griechen als auch Römern ein Dorn im Auge.<sup>14</sup> In der Renaissance kam die These auf, die Slawen seien Abkömmlinge dieses antiken Stammes. Der Dominikaner Vinko Pribojević aus Hvar beschrieb 1525 in seiner Schrift «Über die Herkunft und Geschichte der Slawen» die Illyrer als Vorfahren der Kroaten und der Slawen insgesamt, eine Vorstellung, der im 17. Jahrhundert auch die geistlichen Ge-

lehrten Mauro Orbini und Juraj Križanić folgten. Sie gilt als Uridee des Panslawismus, der im 19. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte.<sup>15</sup>

Die Thraker lebten auf dem Gebiet des heutigen Bulgarien und Ostmakedonien, die Daker nördlich davon und in den Ländern des heutigen Rumänien. Möglicherweise bildeten die beiden in uralten Zeiten mal ein Volk – aber das ist, wie so vieles, umstritten.<sup>16</sup> König Burebista schuf im 1. Jahrhundert v. Chr. im Donau-Karpatenraum ein mächtiges Daker-Reich, in dem auch Geten und Thraker aufgingen. Es gilt den national denkenden Rumänen bis heute als erstes urreumänisches Reich. Ausgrabungen förderten eine entwickelte Bau- und Werkzeugkultur, Münzen, Keramiken sowie hochwertige kunsthandwerkliche Erzeugnisse zutage. Aufgrund ihrer Reichtümer pflegten die Daker intensive Handelsbeziehungen zur griechischen und römischen Welt.<sup>17</sup>

Im ausgehenden 3. Jahrhundert v. Chr. begannen die Römer, die Balkanhalbinsel zu erobern. Es dauerte mehrere Jahrhunderte, bis sie ganz Illyrien, Makedonien, Griechenland und um das Jahr 100 n. Chr. zuletzt auch Dakien unterworfen und dem Imperium Romanum einverleibt hatten. Das Illyricum, wie die Römer Südosteuropa zunächst nannten, wurde in Provinzen zerlegt. Wie in allen neu erworbenen Ländern starteten sie dort eine planvolle Romanisierungspolitik.<sup>18</sup>

Die Römer vertrieben und versklavten die einheimische Bevölkerung, zerstörten ihre Städte und warben Kolonisten aus dem lateinischen Westen sowie aus Kleinasien an, was das Vielvölkergemisch weiter anreicherte. Sie errichteten Burgen und Militärstützpunkte, bauten Straßen, Häfen, Bergwerke und eine Grenzverteidigung, den Limes. Die Romanisierung ging in erster Linie von den Städten aus, die aus Legionslagern, wie Singidunum (Belgrad), oder Ansiedlungen von Veteranen, etwa Scupi (Skopje), entstanden. Das Lateinische wurde Verwaltungs- und Verkehrssprache, und mit Händlern, Handwerkern und Soldaten zog die römische Lebensweise und Kultur ein. Die Kolonisten brachten unter anderem Öllampen und medizinische Instrumente aus Norditalien, Glas und Spiegel aus dem Rheingebiet sowie Schmuck und Kosmetik aus dem Orient mit. Sie bauten Thermen, Theater und Tempel im römischen Stil, Foren, Basiliken, Markthallen und Aquädukte.<sup>19</sup> Ansonsten funktionierte die römische wie jede andere Kolonialherrschaft: Aus den Balkanprovinzen wurden Salz, Eisen, Kupfer, Blei, Silber und Gold sowie Wolle, Holz und Lebensmittel in das Reichszentrum verbracht.<sup>20</sup>

Am raschesten nahm ab dem 1. Jahrhundert n. Chr. das dalmatinische Küstenland die lateinischen Einflüsse an, wohingegen in Bosnien, Kroa-



ten, Slawonien, Pannonien und Dakien die alten Kulturen länger widerstanden. Diese Länder wurden erst im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. romanisiert. Bis heute erinnern Bauwerke, zum Beispiel die Arena in Pula und der Diokletianspalast in Split, an die römische Herrschaft, ebenso wie zahlreiche Ausgrabungen, etwa im serbischen Gamzigrad, im bulgarischen Ratiaria oder im makedonischen Stobi.<sup>21</sup> Lateinische Sprache und römische Kultur haben das Althergebrachte überformt, wobei Sprachen, Namen, Götter und Riten der alteingesessenen Bevölkerung, wie Ausgrabungen zeigen, auch unter römischer Besatzung teilweise überlebten.<sup>22</sup> In den südlichen, griechisch geprägten Regionen der Balkanhalbinsel ist der lateinische Einfluss hingegen kaum spürbar geworden. Nur punktuell stießen römische Kolonisten dorthin vor, sodass die ererbte hellenische Kultur, griechische Sprache und städtische Lebensweise erhalten blieben.

Nachdem im 3. Jahrhundert die Goten das Imperium Romanum mit Überfällen bedrohten, mussten die Römer die Provinz Dakien aufgeben, wodurch die Donau zur Außengrenze des Reiches wurde. Eine Streitfrage ist, ob die romanisierte dakische Bevölkerung nach Abzug der Römer in Dakien wohnen blieb (was viele rumänische Historiker vorbringen) oder ob die Alteingesessenen die Provinz mit den Besatzern verließen und erst später wieder dorthin zurückwanderten (was die ungarische Forschung behauptet). Damit verbindet sich die Frage, ob es permanente urreumänische Siedlungen und somit eine dakisch-rumänische Kontinuität von der Antike bis in die Neuzeit gibt. Aufgrund von Ortsnamen und archäologischen Funden, etwa Grabbeigaben, Werkzeugen und Schmuck, erscheint es plausibel, dass ein gewisser Anteil der alteingesessenen dakischen Bevölkerung seine Kultur bewahrte und dass die Romanisierung darauf aufbauend eine neue lateinischsprachige Kultur hervorbrachte – allerdings nicht im Sinne einer linearen Kontinuität.<sup>23</sup> Wie zum Beispiel die Ausgrabungen einer Nekropole in Bratei zeigen, schöpfte diese zugleich aus römischen und dakischen Traditionen: Grabbeigaben wie Münzen, Glas, Keramik und Waffen waren dakisch, der Begräbnisritus aber römisch. Durch Migrationen ausgelöst, gingen in den folgenden Jahrhunderten weitere Bevölkerungsgruppen, darunter auch Slawen, in der dako-romanischen Kultur und Sprache auf. In den Quellen war immer von Vlachen (oder Walachen) die Rede, ehe die Volksbezeichnung «Rumänen» im 9. und 10. Jahrhundert erstmals auftauchte.<sup>24</sup>

Südlich der Donau, vor allem in Bulgarien, Serbien, Makedonien, Albanien und Griechenland, lebten weitere romanische Volksgruppen,

die man kollektiv als Walachen oder Aromunen bezeichnet. Die Wanderhirten und die latinisierte Stadtbevölkerung sprachen Dialekte, die mit dem Rumänischen verwandt, aber doch unterscheidbar sind: das Makedo-, Istro- und Megleno-Romanische. Möglicherweise hatten sich diese Gruppen von der dako-romanischen Kultur nördlich der Donau abgespalten oder sie wurden weiter südlich romanisiert. Als Walachen wurden später aber auch Wanderhirten benannt, die slawische, albanische oder griechische Dialekte angenommen haben. Einige wurden sesshaft. «Walache» dient also einerseits als ethnische, andererseits auch als sozioprofessionelle Bezeichnung.<sup>25</sup>

Ähnlich wie die dakisch-rumänische und illyrisch-slawische Kontinuität ist auch die illyrisch-albanische umstritten, an die national gesinnte Albaner fest glauben, weil sie die auf dem Gebiet Kosovos beheimateten Dardaner den Illyrern zurechnen. Das Albanische ist indoeuropäischen Ursprungs, jedoch mit keiner Sprache näher verwandt, wenngleich es zahlreiche Kreuzungen mit anderen Idiomen, zum Beispiel auch dem Rumänischen, gibt. Linguisten glauben, dass die Sprache schon lange vor Ankunft der Römer existierte und sich in bestimmten Gebirgsregionen trotz der Römerherrschaft halten konnte. Sie könnte also aus dem Illyrischen, Thrakischen oder einem anderen altbalkanischen Idiom hervorgegangen sein, aber auch hier scheiden sich die Geister. Heute gliedert sich das Albanische in zwei Dialekte: In Nordalbanien, Kosovo und Makedonien spricht man Gegisch, in Südalbanien, Griechenland und Italien Toskisch.<sup>26</sup>

Ob die heutigen Albaner tatsächlich von den Illyrern oder vielmehr von den Thrakern oder einem anderen altbalkanischen Volk abstammen, ist bis heute nicht abschließend geklärt. Möglicherweise sind ihre Vorfahren auch von irgendwo anders in ihr späteres Siedlungsgebiet eingewandert, aber für keine der vielen Herkunftstheorien gibt es stichhaltige Beweise. In den schriftlichen Quellen tauchen die Albaner erstmals im 11. Jahrhundert, in Selbstzeugnissen nicht vor dem 16. Jahrhundert auf. 1555 verfasste der in Rom lebende Priester Gjon Buzuku das erste Buch in albanischer Sprache. Im Mittelalter nannten sich die Albaner «Arvaniten» oder «Arbereschen», was womöglich auf den antiken Stamm der Albanoi zurückgeht. Woher der Name genau stammt, ist ebenfalls nicht geklärt. Erst um 1700 setzte sich die bis heute verwendete Eigenbezeichnung «shqiptar» durch.<sup>27</sup>

In der Spätantike tauchten die Goten in Südosteuropa auf. Die Römer vertrieben sie im 3. Jahrhundert aus Dakien, jedoch fielen sie noch bis

zum 5. Jahrhundert periodisch in die Region ein. Dabei stießen sie bis nach Makedonien, Thrakien, Griechenland und Kleinasien vor, belagerten sogar Thessaloniki und Byzanz. In einer mittelalterlichen Chronik wurde behauptet, dass die Goten Vorfahren der landnehmenden Slawen und diese ursprünglich aus Skandinavien nach Ost- und Südosteuropa eingewandert seien. Der Benediktiner Mauro Orbini aus Dubrovnik übernahm um 1600 die eher abwegige These in seiner berühmten Schrift «Das Reich der Slawen», und seither ist sie periodisch immer wieder zitiert, allerdings nie bewiesen worden.<sup>28</sup>

Die Goten zogen schließlich weiter nach Italien, aber schon bald erschienen Reiternomaden aus den Steppen Mittelasiens, die Hunnen und Awaren, gefolgt von den Slawen und Protobulgaren. Unter dem Ansturm der «Barbaren» brach das römische Verteidigungssystem in Südosteuropa im 7. Jahrhundert endgültig zusammen. Die Awaren ließen sich im Karpatenbecken nieder, wo sie ein mehr als zweihundert Jahre währendes Khaganat errichteten, das große Teile Südosteuropas beherrschte. Es war so mächtig, dass es vom byzantinischen und fränkischen Reich Tribute fordern konnte. Die Awaren belagerten Thessaloniki und Byzanz, ehe Karl der Große das Reich zu Beginn des 9. Jahrhunderts zerstörte.

Als Verbündete der Awaren hatten auch slawische Stämme die Donau überschritten. Sie kämpften innerhalb des awarischen Heeres, bauten Straßen, Brücken und Burgen, aus denen später feste Siedlungen entstanden. Welche Beziehung zwischen den beiden Stammesgruppen genau herrschte, ist spekulativ. Zeitgenössische Beobachter betrachteten Awaren und Slawen als separate, aber miteinander kooperierende Völker.<sup>29</sup> Ein römischer Feldherr hatte über die slawischen Ankömmlinge wenig Positives zu berichten: «Weit voneinander getrennt hausen sie in armseiligen Hütten und wechseln alle häufig ihren Wohnsitz. Wenn sie in den Kampf ziehen, gehen die meisten zu Fuß; sie führen dabei nur Schild und Lanze, Panzer tragen sie nicht. Manche besitzen nicht einmal ein Hemd oder einen Mantel, sondern tragen bloß Beinkleider bis zu den Lenden herauf und werfen sich so auf ihre Gegner.»<sup>30</sup> Byzanz zeigte sich gegenüber der «Landnahme» ohnmächtig, denn, so Johannes von Ephesos: «Sie [die Slawen] durchquerten zielstrebig ganz Hellas, die Gegend von Thessaloniki und ganz Thrakien und eroberten viele Städte und Festungen. Sie verwüsteten und brandschatzten sie, nahmen Gefangene und wurden zu Herren des Landes. Sie ließen sich ohne jegliche Furcht als Herren nieder, wie auf ihren eigenen Ländern.»<sup>31</sup>

Wo sich das Herkunftsgebiet der Slawen genau befand, ist mangels

archäologischer Funde und historischer Dokumente ungeklärt. Es muss irgendwo im östlichen Europa, wahrscheinlich auf dem Gebiet der Ukraine, gelegen haben. Auch über den Volksnamen gibt es viele Hypothesen. Er könnte sich von den slawischen Wörtern für Ruhm (slava), Wort oder Sprache (slovo) oder Sumpf (slova) ableiten.<sup>32</sup> Antike Quellen berichteten über zwei Hauptstämme, die in Byzanz ankamen, die Slavenen und die Anten. Historiker haben später vermutet, dass aus den Slavenen die Kroaten und Serben, aus den Anten die Bulgaren und slawischen Makedonier hervorgegangen sind.<sup>33</sup>

Ab etwa 580 wurden die slawischen Stämme in großer Zahl auf der Balkanhalbinsel sesshaft und vermischten sich mit der alteingesessenen Bevölkerung. Sie besiedelten den größten Teil Griechenlands, Makedoniens, Thessaliens, Albaniens, Serbiens, Bosniens und Dalmatiens und wanderten von dort aus weiter nach Kroatien und Slowenien. Der byzantinische Kaiser Justinian II. bemühte sich ein Jahrhundert später darum, slawische Frei- oder Wehrbauern auf seinem Reichsterritorium anzusiedeln.<sup>34</sup>

So oder so wurde die alteingesessene Bevölkerung, die Nachfahren von Illyrern, Römern, Goten, Awaren und anderen, durch die Slawen weitgehend absorbiert; althergebrachte und migrantische Kulturen vermischten sich zu einem neuen Habitus, dem zeitgenössische Beobachter das Etikett «slawisch» anhefteten.<sup>35</sup> Die weitgehend egalitäre Ordnung der slawischen Krieger-Bauern erleichterte es, andere Bevölkerungsteile zu integrieren. Nur im Süden behauptete sich die griechische Sprache, und wenn sich hier ebenfalls Slawen ansiedelten, wurden sie ihrerseits hellenisiert, zum Teil infolge einer systematischen Regräzisierungspolitik, die zwei Jahrhunderte später von Byzanz ausging. Der Münchener Historiker und Orientalist Jakob Philipp Fallmerayer ging im 19. Jahrhundert so weit zu behaupten, es fließe «kein Tropfen alten Hellenenblutes ... ungemischt in den Adern der jetzigen Neugriechen».<sup>36</sup> Aber das war nur eine polemische Vereinfachung eines sehr komplexen historischen Vorgangs.

Die slawischen Siedlungen wurden in den Quellen kollektiv als «die Slavinien» oder «Sklavinien» bezeichnet – Regionen, die auf dem Territorium von Byzanz lagen, auf die seine Reichsgewalten aber keinen Einfluss ausübten. Anfangs besaßen die Stämme kein fixes Territorium und nur eine minimale innere Organisationsstruktur, in der Regel mit einem Häuptling und einer Versammlung. Sie bestanden aus Sippen oder Geschlechtern, welche sich wiederum aus Bruderschaften und einzelnen

Familien zusammensetzten. Zusammenhalt stiftete die Idee eines gemeinsamen Ahnen, und das hatten die Stämme mit der römischen Gens, dem albanischen Fis und dem schottischen Clan gemein. Zudem ließen sich bei Bedarf durch Blutsverwandtschaft sowie freiwillige Wahlverbrüderung und Gevatterschaft engere familiäre Bande knüpfen.<sup>37</sup> Erst mit der Zeit nahmen die Stämme feste Territorien in Besitz, wo sie einfache Landwirtschaft und Viehzucht betrieben. Der Mehrfamilienhaushalt der Zadruga, der im 19. Jahrhundert als urslawische Institution angesehen wurde, bildete sich aber wahrscheinlich erst in späteren Zeiten heraus.<sup>38</sup>

Anfangs existierte nur eine einheitliche Bezeichnung für alle Slawen. Erst um 630 traten «Kroaten» und «Serben» als eigenständige Gruppierungen hervor. Weil der Volksname der Kroaten (Hrvati) kein slawisches Wort ist, entstanden alle möglichen Herkunftsthesen, von denen sich aber keine eindeutig beweisen lässt. Eventuell stammt er von iranischen Nomaden, mit denen die Slawen noch in den Steppengebieten in Kontakt kamen. Die Bezeichnung «Serben» geht indessen auf den slawischen Wortstamm «srb» zurück, der sich in vielen slawischen Sprachen findet und der ursprünglich «Verwandter» oder «Verbündeter» bedeutete. Unzweifelhaft nachweisbar ist immerhin, dass sich Serben und Kroaten aus einer gemeinsamen slawischen Herkunftsgruppe entwickelten, gemeinsam nach Südosteuropa einwanderten und dort unterschiedliche Siedlungsgebiete in Besitz nahmen. Beide Völker wurden im 9. Jahrhundert erstmals namentlich in den Quellen erwähnt.<sup>39</sup>

Etwa zur gleichen Zeit wanderten die turksprachigen Protobulgaren in den Donau- und Balkanraum ein. Sie bauten ab 680 ein gut organisiertes Staatswesen auf. An der Spitze stand der Khan, der die in Sippen gegliederte Kriegergesellschaft anführte und sich als Stellvertreter ihres obersten Gottes, Tangra, auswies.<sup>40</sup> Das Reich besaß eine fähige, kriegerisch erfahrene und mobile Führungsschicht. Sein Kernterritorium war geschlossen und gut zu verteidigen, ferner florierte die Landwirtschaft. Die dort ansässigen Nachkommen der Thraker sowie die erst kürzlich sesshaft gewordenen Slawen gingen im neuen Herrschaftsverband auf. Um 900 waren aus den türkischen Protobulgaren slawischsprachige Bulgaren geworden und aus ihrem Staat eine Großmacht, die den halben Balkan beherrschte.<sup>41</sup>

Ende des 9. Jahrhunderts ließ sich ein weiterer bislang unbekannter nomadischer Stammesverband in Südosteuropa nieder: ein Reitervolk unter Führung der Magyaren. Sie ähnelten kulturell den Turkvölkern, mit denen sie aus der eurasischen Steppe in Richtung Westen gewandert

waren, benutzten jedoch eine völlig andere, nämlich finnisch-ugrische Sprache. Einer der Stämme nannte sich selbst «Magyaren» – der Name wurde später auf den heterogenen Verband übertragen. Im Abendland assoziierte man sie hingegen mit dem türkischen Volk der Onoguren, das mit den Awaren in das Karpatenbecken gelangt war, woraus sich die Bezeichnungen «Hungaria» und «Ungarn» ableiten. Die ungarischen Stämme ließen sich unter Führung der Arpaden zunächst in Gebieten im Schwarzmeerraum, später im Karpatenbecken einschließlich Siebenbürgens nieder. Von dort aus unternahmen die Reiterkrieger legendäre Streif- und Plünderzüge nach Westeuropa, denen erst die verheerende Niederlage auf dem Lechfeld bei Augsburg im Jahre 955 ein Ende setzte. Nach der Annahme des Christentums und der Krönung des ersten ungarischen Königs im Jahre 1000, Stephans des Heiligen, stieg Ungarn zur bedeutendsten Regionalmacht in Mitteleuropa auf.

Außer den Regionalmächten haben die großen Reiche, die Südosteuropa jahrhundertlang beherrschten, vieles unternommen, um dem südosteuropäischen Vielvölkergemisch ihre jeweilige Kultur aufzupropfen. Nach dem Imperium Romanum waren das Byzanz, Venedig, das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie, die den Balkan aus drei Gründen begehrten: wegen seines Reichtums an Arbeitskräften, Nahrungsmitteln und Rohstoffen, wegen seiner strategischen Lage und aufgrund seiner zahlreichen Verkehrsverbindungen. Der besseren Regierbarkeit und Ausbeutung halber, aber auch getrieben vom Gefühl kultureller Überlegenheit, universalen Herrschaftsansprüchen und einer «mission civilisatrice», wurden die Völker Südosteuropas den imperialen Kultureinflüssen unterworfen. Klare Zivilisationsgrenzen existierten allerdings nirgends: Altbalkanische, römische, byzantinische, venezianische, osmanische und mitteleuropäische Kulturen kreuzten, überlagerten und verbanden sich. Wenn Historiker später von «Kulturräumen» oder «Kulturzonen» sprachen, war das eher idealtypisch gedacht.<sup>42</sup>

Weil sich die Völker Südosteuropas, ihre Sprachen und Kulturen, unter unterschiedlichsten Einflüssen und über sehr lange Zeiträume entwickelten, führt die bis heute beliebte Suche nach Urvölkern und Urheimaten in die Irre. Altbalkanische Völker wurden romanisiert oder hellenisiert, bestimmte Gruppen dann in späteren Zeiten teilweise slawisiert, andere gräzisiert oder – noch später – islamisiert. «Kroaten», «Serben», «Bulgaren», «Griechen», «Rumänen» und «Albaner» waren keine konstanten, transhistorischen Einheiten, sondern anfangs lediglich Gruppierungen ähnlicher Kultur, die erst im Verlauf langer Jahrhunderte und

nicht zuletzt infolge von Migrationen und Fremdherrschaften allmählich ihre heutige Identität ausbildeten.

Die Antikisierung der Volks- und später Nationalgeschichte ist ein beliebtes Mittel der Identitätskonstruktion. Wer eine machtvolle und kulturell hochstehende Vergangenheit abrufen kann, füttert den Nationalstolz und stärkt die Selbstvergewisserung in Zeiten fundamentaler Umbrüche. Bis heute erhitzen sich zudem an Fragen von Abstammung, Urheimat und Wanderungen die Gemüter. Mit Hilfe vorgestellter Kontinuitäten lassen sich Identitäten ausmalen, und wer zuerst da war, hat womöglich die älteren Ansprüche auf ein umstrittenes Territorium. Ist die Vergangenheit glorios, darf man sich seinen Konkurrenten umso eher überlegen fühlen. Politische Ziele erscheinen legitim, wenn man sie mit der vermeintlichen Erneuerung des «goldenen Zeitalters» in Zusammenhang bringen kann. Bis heute fungiert die Antike als Projektionsfläche, um nationale Identität, territoriale Ansprüche und politisches Selbstverständnis abzubilden und sich gegenüber anderen abzugrenzen.<sup>43</sup>

## *2. Zivilisationen und Religionen zwischen Rom und Byzanz*

Seit dem Angriff der Goten im 3. Jahrhundert stand das Römische Reich, zu dem ganz Südosteuropa damals gehörte, unter permanenter Bedrohung seiner Außengrenzen in Pannonien und Kleinasien. Je instabiler sich die Lage im Südosten gestaltete, desto deutlicher verlagerte sich der Schwerpunkt des Reiches dorthin: Die Truppen Illyriens waren für die Reichsverteidigung unentbehrlich. Dies spiegelte sich auch in der Herkunft der politischen und militärischen Elite Roms wider, der «illyrischen Kaiser» und Heerführer, die das Imperium zwischen dem 2. und 5. Jahrhundert regierten. Kaiser Diokletian, der große Reformator der Provinzen, stammte aus Dalmatien, Decius und Maximianus aus Pannonien. Aurelian, Konstantin und Galerius kamen aus Mösien und Justinian der Große, der unter anderem mit einer bedeutenden Gesetzesammlung Rechtsgeschichte schrieb, aus Makedonien.

Wie keiner seiner Vorgänger verwandelte Kaiser Konstantin die alte Welt. Der erfolgreiche Heerführer, Staatsmann und Reichsreformer aus Naissus (Niš) leitete den Übergang in ein neues religiöses Zeitalter ein, indem er das kaum mehr zu unterdrückende Christentum um 311 zur geduldeten Religion erklärte, ehe sein Nachfolger Theodosius es 381 zur

Staatsreligion erhob. Der «Ewigen Stadt» entfremdet, beschloss der ungetaufte Konstantin, ihr ein neues, christliches Rom entgegenzusetzen. 330 verlegte er seine Hauptresidenz in das alte Byzantion, eine eher unbedeutende, aber strategisch hervorragend positionierte Provinzstadt. Er wollte das «Neue Rom» zur größten, prachtvollsten und bedeutendsten Metropole der Welt machen.<sup>44</sup>

Aufgrund seiner schieren Größe war das Römische Reich unregierbar geworden. 395 wurde es administrativ in zwei Teile zerlegt. Ausgehend von der Donau verlief die Grenze entlang der Drina nach Süden, erreichte südlich von Salona die Adria. Kroatien und Bosnien lagen in der westlichen, Serbien und Montenegro in der östlichen Hälfte. Konstantinopel, die Hauptstadt Ostroms, regierte den östlichen Mittelmeerraum, Nordafrika, Kleinasien, Syrien, Palästina, Ägypten und die Schwarzmeerküste.<sup>45</sup>

Als 475 der letzte weströmische Kaiser stürzte, beanspruchte Ostrom das Erbe des Imperium Romanum. Kaiser, Kirche und Eliten Konstantinopels begriffen sich als «Rhomaioi», als Römer, erst in der Renaissance entstand der Name Byzanz. Das Oströmische Reich war allerdings bereits im 6. Jahrhundert überwiegend griechisch und christlich geprägt und besaß kaum noch greifbare Bezüge zur lateinischen Kultur. In Hinblick auf Größe, Glanz und Gloria nahm es in der frühmittelalterlichen Staatenwelt eine einzigartige Position ein. Konstantinopel, «der Griechen Ruhm, sagenhaft reich, tatsächlich noch reicher», wie sich ein Kreuzfahrer später ausdrückte, war aufgrund seiner Bevölkerungszahl, geografischen Lage und seiner Pracht zum Symbol der universalen christlichen Zivilisation geworden.<sup>46</sup>

Der byzantinische Kaiser, der sich als «Statthalter Christi» bzw. als Gottes Vertreter auf Erden betrachtete, herrschte auch über die Kirche. Er besaß das Recht, in deren innere Belange einzugreifen und deren Oberste auszuwählen. Im Gegensatz zum lateinischen Westen blieben die staatliche und die kirchliche Sphäre in Byzanz durch das Ideal der Symphonia, des beiderseitigen Einvernehmens, organisch miteinander verbunden. Voll verwirklicht war dieser Grundsatz allerdings nie, und schon gar nicht bedeutete er eine vollkommene Unterordnung der Kirche unter den Staat.<sup>47</sup>

Der Bischof von Konstantinopel besaß in der kirchlichen Hierarchie ursprünglich nach Rom den zweiten Rang, beanspruchte nach dem Zusammenbruch Westroms nun aber die Führung aller Gläubigen, der lateinischen und der griechischen. Dies drückte sich unter anderem im



Titel «Ökumenischer Patriarch» aus sowie im monumentalen Bau der Hagia Sophia in Konstantinopel. Seit dem 6. Jahrhundert blieb sie rund eintausend Jahre lang, bis zur Errichtung des Petersdoms, die größte und beeindruckendste Basilika der Christenheit.<sup>48</sup>

Die Kirche Konstantinopels sah ihren Auftrag darin, den von alters her überlieferten «rechten Glauben», die «Orthodoxie», unverfälscht zu bewahren und zu vermitteln, wobei man über konkrete Glaubensinhalte auf den ökumenischen Konzilien allerdings heftig stritt. Im 8. Jahrhundert stürzte der «Bilderstreit» die Hierarchie in eine tiefe Krise. Kern des Konflikts zwischen Gegnern und Befürwortern der Ikonenverehrung war die Frage, ob man Jesus Christus bildlich darstellen und Ikonen anbeten dürfe. Mehr als ein Jahrhundert währte der Konflikt zwischen Kaisern und Kirchenmännern, ehe die Bilderverehrung 843 endgültig erlaubt wurde. Das Datum der Entscheidung wird seither als «Fest der Orthodoxie» begangen.

Die byzantinischen Kaiser betrachteten ganz Südosteuropa als ihr legitimes Reichsterritorium. Um ihr Zentrum Konstantinopel herum bauten sie eine Art imperiales Commonwealth auf: einen Gürtel von Nachbarn, die dem Reich gewogen, wenn nicht von ihm abhängig waren. Neben der römischen Idee eines Universalreichs formten das hellenistische Konzept einer zu zähmenden Barbarei und der christliche Missionsgedanke die byzantinische Außenpolitik. Konstantinopel trieb die Missionierung der Slawen voran, schuf durch Bündnisse, Tributzahlungen und militärische Gewalt politische Einflussphären und Satelliten, die die politische und religiöse Vormacht des Kaisers anerkannten oder zumindest nicht mehr in Frage stellten.<sup>49</sup>

Die Einwohner Südosteuropas waren bereits in der Spätantike mit dem Christentum in Kontakt gekommen, das sich vom Römischen Reich her ausgebreitet hatte. Christliche Gemeinden sowie sakrale Bauten, Nekropolen und Fresken sind zum Beispiel in Singidunum (Belgrad), Scupi (Skopje) oder Diocletiana (im Kosovo) belegt. Jedoch brachte die Einwanderung von Awaren, Slawen und Protobulgaren im 6. Jahrhundert neben den zivilen auch die kirchlichen Strukturen im römischen Illyricum zum Einsturz, die Christianisierung wurde teilweise rückgängig gemacht.<sup>50</sup>

Die Neuankömmlinge wie auch die Alteingesessenen glaubten vor der Verbreitung des Christentums, dass die Welt von mehreren Göttern bewohnt oder sogar selbst göttlich war. Ihre Erkenntnisse über die Welt verpackten sie in Abstammungs- und kosmologische Mythen. Ihre Reli-

giosität war in Bezug auf lokale Kulte, Gegenstände der Verehrung und Intensität des Glaubens differenziert und reich an Varianten. So kannte das frühslawische Pantheon mehrere oberste Gottheiten, die in den regionalen und lokalen Kulturen in verschiedenen Abwandlungen auftraten. Der Beherrscher der irdischen Welt war der vierköpfige Vid oder Svetovid, der im weißen Gewand auf seinem Schimmel daherritt und für den Schutz der Krieger und der Felder zuständig war. Er repräsentierte zugleich die Sonne, das Licht und das Glück.<sup>51</sup> Der Blitz- und Donnergott Perun gebot dagegen über das Himmelreich. Er reiste in einem Wagen durch das Firmament, angetan mit einer mächtigen Axt, mit der er nach bösen Geistern warf. Sein Gegenspieler Veles verfügte über das Wasser und die Unterwelt. Er war zugleich Schutzherr der Horntiere. Im Gegensatz zu vielen männlich konnotierten Göttern waren Mokoš, die Göttin der Sonnenwende, und Roda, die Göttin der Geburt, weiblich.<sup>52</sup>

Daneben glaubten die Slawen an Halbgötter, die die Gestalt von Maus, Bär oder Wolf annehmen konnten, sowie Dämonen und böse Geister. An Quellen, in Höhlen und Bergen vermutete man wundertätige Feen, die Vilen, die in Frauen- oder Tiergestalt erschienen. Wie die germanischen Walküren waren sie kriegerisch eingestellt, töteten ihre Feinde mit Pfeil und Bogen oder tanzten sie zu Tode.<sup>53</sup> Aus allerältester Zeit stammt auch der Vampirglaube, die Vorstellung, dass Untote ihren Gräbern entstiegen und allerlei Unheil unter den Menschen anrichteten. Die Furcht vor Wiedergängern und Werwölfen war in vielen Kulturen verbreitet. Auch die türkischen Protobulgaren wähten, dass Tote auferstehen könnten, um Böses zu tun. Gefährlichen Verstorbenen wurden daher vor der Grablegung die Füße amputiert.<sup>54</sup>

Die primäre Lebenserfahrung war durch den zyklischen Ablauf von Tag und Nacht sowie der Jahreszeiten geprägt. In vielen vorchristlichen Kulturen existierte die Vorstellung, dass den Dingen eine magische Kraft innewohne, dass viele Bestandteile der Natur Seelen hätten und die Welt von Geistern und Ahnen beherrscht sei. Verschiedene Kulte wandten sich deswegen an Naturphänomene, vor allem Sonne, Mond und Sterne, sowie heilige Orte, wie Felsen, oder an Bäume, Pflanzen und Tiere. Eine besondere Beziehung suchten die Menschen zu ihren Ahnen, denen sie Opfer, etwa Weizen, Honig, Nüsse und Wein, darbrachten.<sup>55</sup>

Erst die monotheistischen Religionen, das Judentum und das Christentum, führten die Vorstellung der Transzendenz ein, die Idee der Schöpfung durch einen jenseits der realen Welt existierenden allmächtigen Gott, der den Menschen eine gewisse Gestaltungsfreiheit nach sitt-

lichen Normen übertrug. Damit bildete sich ein rationaleres und ethisch fundiertes Verständnis der Welt heraus. Gleichwohl blieb für viele Gläubige der Erdkreis weiter von magischen Kräften, Geistern und Dämonen bewohnt, die es mit alten Kulturen zu zähmen galt. Unter anderem hat sich der Vampirglaube bis in die Neuzeit erhalten.<sup>56</sup> Noch im 19. Jahrhundert glaubten die Slawen an den «Vukodlak», d. h. «an Todte, welche ihre Gräber verlassen, um die Lebenden zu beunruhigen, oder selbst zu erwürgen und ihnen das Blut auszusaugen», berichtete der Geograf Ami Boué. «Man wird zu einem solchen Ungeheuer durch ein waltendes Verhängnis oder aus Strafe für begangene Sünden oder Gottlosigkeit.»<sup>57</sup>

Vom christlichen Gott und seinen Heiligen erwartete man währenddessen Schutz vor Naturkatastrophen, Krankheiten und Verwünschungen und dass sie dem Leben im Allgemeinen einen Sinn gäben. Alte Kulte und neue Religion ergänzten sich: Volksweisheiten und magische Praktiken halfen, die Naturkräfte zu deuten und Heimsuchungen aller Art abzuwehren. Daneben suchte man durch Gebete den göttlichen Beistand für eine gute Ernte, für die Heilung von Krankheiten sowie das Kriegsglück. Viele Menschen begründeten mit dem Wunsch nach Erlösung von den irdischen Leiden einen auf das Jenseits gerichteten frommen Lebenswandel.<sup>58</sup>

Wann sich das Christentum in den Balkanländern irreversibel durchsetzte, ist nicht zweifelsfrei zu datieren. Die Missionierung war ein Jahrhundert dauernder Prozess, der in den südosteuropäischen Ländern zeitlich versetzt vorstättenging. So kamen Kroaten, Serben und Proto-Bulgaren bereits zur Zeit ihrer Ansiedlung seit dem 6. Jahrhundert mit der neuen Religion in Kontakt. Aber erst die Mission durch Franken, Römer und Byzantiner seit dem 9. Jahrhundert verhalf ihr zum Durchbruch. Als Erstes ließen sich damals die slawischen Fürsten und Edelleute taufen, ehe sich der neue Glaube auch im Volk ausbreitete. Paganismus und Christentum gingen aber noch für sehr lange Zeit eine enge Symbiose ein.

Rom und Konstantinopel traten bei der Missionierung Südosteuropas seit dem 7. Jahrhundert zunehmend in Konkurrenz. Im Rahmen der Ostkolonisation brachen bairische Missionare aus den Bistümern Freising, Salzburg und Passau nach Kärnten, Slowenien und Pannonien auf, während von Aquileja aus die Gebiete südlich der Drau und Dalmatien missioniert wurden. Seit dem 9. Jahrhundert kamen vermehrt Mönchsorden als Missionare ins Land, als erste die Benediktiner, ab dem

12. Jahrhundert auch Franziskaner, Dominikaner und andere.<sup>59</sup> Papst Gregor I. hatte die anzuwendende Strategie bereits um 600 erläutert: «Die Götzentempel ... soll man nicht zerstören, sondern nur die Götzen darin vernichten, die Tempel dann mit gesegnetem Wasser besprühen, Altäre errichten und Reliquien aufstellen. Denn wenn die Tempel gut gestaltet sind, wird die Verehrung der Dämonen auf ganz natürliche Weise auf den rechten Gott übergehen.»<sup>60</sup> Anstelle der alten kultischen Orte bauten die Missionare also christliche Kirchen, und statt Tieropfern wurden nun die Geburtstage von Märtyrern begangen. So verschmolzen mit der Zeit die alten slawischen Götter mit den neuen Heiligen: Aus Perun wurde der heilige Elias, Veles ging im heiligen Blasius auf, und Svetovid verwandelte sich in die Figur des Sankt Veit. Bis heute weisen zahlreiche Toponyme, Volkserzählungen und Redewendungen auf die alten Gottheiten hin. Ihre Attribute aber wanderten zu neuen Helden. Zum Beispiel übernahm die Sagengestalt Kraljević Marko wesentliche Merkmale des altslawischen Svetovid, bei den Serben wurde der Tag von Sankt Veit, der Vidovdan, zum höchsten Feiertag.<sup>61</sup>

Im östlichen Teil Südosteuropas trieb Konstantinopel die Verbreitung des Christentums in den Slavinien von Thessaloniki und Dyrrhachion (Durrës) aus voran. Ab der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts erhielt die Slawenmission zusätzlichen Impetus, als der mährische Fürst Rastislav bat, Missionare in sein Reich zu entsenden, um den Bestand seiner Herrschaft in der christlichen Staatenwelt zu sichern. Der Patriarch schickte daraufhin die aus Thessaloniki stammenden Brüder Methodios und Konstantinos (Kyrillos) los. Die sprachgewandten Söhne eines Offiziers waren theologisch ausgebildet, lehrten Philosophie am Kaiserpalast von Konstantinopel und waren in den Disputationen anderer Glaubenslehren geschult.<sup>62</sup> Die sogenannten Slawenapostel führten eine wichtige Neuerung ein: Sie benutzten anstelle des Lateinischen die slawische Volkssprache und entwarfen mit dem Glagolitischen ein neues Alphabet. Die Bibel und andere religiöse Schriften konnten nun in das Altkirchenslawische übersetzt und viel leichter verbreitet werden.

Nach schweren Konflikten mit der lateinischen Kirche und den fränkischen Missionaren, die um ihren Einfluss fürchteten und deswegen Einwände gegen die slawische Liturgie erhoben, wurden die byzantinischen Missionare bereits nach wenigen Jahren wieder aus Mähren vertrieben. Ein Teil von ihnen floh Richtung Adria, der andere nach Bulgarien und Makedonien.<sup>63</sup> Mit den Missionaren wanderte auch die glagolitische Schrift durch den Balkan- und Adria-raum. In Bulgarien entwi-



*Abb. 1: Der heilige Demetrios mit dem weltlichen und dem kirchlichen Stifter. Thessaloniki, Hagios Dimitrios, 7. Jh.*

ckelte sie sich durch Aufnahme zahlreicher griechischer Schriftzeichen zum kyrillischen Alphabet weiter, während in Bosnien eine regionale Variante, die Bosančica, entstand. In Kroatien, Dalmatien und auf den Adriainseln blieb punktuell noch die Urform erhalten. Dort existierten jahrhundertlang lateinische, kyrillische und glagolitische Schriftvarianten nebeneinander, überlagerten und vermischten sich.<sup>64</sup>

Nach der Vertreibung der ostkirchlichen Missionare aus Mähren wurde im 7. Jahrhundert das Bulgarische Reich zum Zentrum der altslawischen Hochkultur. Khan Boris schwankte zwischen den rivalisierenden christlichen Kirchen, entschied sich dann aber für Konstantinopel, das ihm, im Gegensatz zu Rom, eine Nationalkirche und einen Erzbischof zugestand. 864 ließ er sich nach östlichem Ritus taufen.<sup>65</sup> Noch im 9. Jahrhundert bauten die Schüler und ehemaligen Mitstreiter der Slawenapostel, Kliment und Naum, das bulgarische Bistum Ohrid zur Schule der slawischen Orthodoxie aus. Dort bildeten sie Kleriker im Altkirchenslawischen aus, ließen theologische, hagiografische und liturgische Literatur aus Byzanz übersetzen. Aus der «Schule von Ohrid» sind

mit die bedeutendsten Werke der albulgarischen Literatur hervorgegangen. Die Bulgarische Kirche, die sich für autokephal erklärte, trieb zudem die Missionierung der Nachbarvölker, die Verbreitung byzantinischer Theologie, Liturgie und Kirchenverfassung unter den Serben und den Rumänen voran.

Seit dem 5. Jahrhundert entwickelten sich West- und Ostkirche theologisch und institutionell auseinander. Seit sich das Patriarchat von Rom in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts zunehmend auf das Frankenreich orientierte und neue Glaubenslehren einföhrte, spitzte sich die Rivalität zu. Es gab theologische Meinungsverschiedenheiten, vor allem um die Gottheit Jesu Christi sowie das «filioque», die lateinische Lehre vom Ausgang des Heiligen Geistes vom Vater und vom Sohn. Diese betrafen das Verständnis der Dreieinigkeit: Wurde der Heilige Geist nur von Gott oder auch von Jesus Christus gesandt? Für die orthodoxen Theologen konnte es nur eine einzige Quelle des Göttlichen geben, weshalb sie das «filioque» als häretisch verwarfen. Weitere Streitpunkte waren der Primatsanspruch des Papstes und die Slawenmission, also die Einflussphären in Südosteuropa. Über den Streit um die Vormacht in Unteritalien kam es 1054 zum Bruch. Der päpstliche Legat und der Patriarch von Konstantinopel exkommunizierten sich gegenseitig. In der Folgezeit wandte sich die Kreuzzugsbewegung gegen Ostrom. Der Papst triumphierte, als westliche Kreuzfahrer 1204 Konstantinopel eroberten, plünderten und dort ein lateinisches Kaiserreich und Patriarchat errichteten. Der byzantinische Kaiser und seine Kirchenoberen mussten fliehen, Byzanz zerfiel in die Teilreiche von Nikaia, Epiros und Trapezunt. Erst ein halbes Jahrhundert später wurde es 1261 mit seiner Hauptstadt Konstantinopel, allerdings stark geschwächt, restituiert.

Bis heute sind das «filioque», der Primat des Papstes und die Gültigkeit der ökumenischen Konzile, von denen die Ostkirche nur sieben anerkennt, die wichtigsten Punkte, über die orthodoxe und katholische Kirche streiten. Daraus ergeben sich auch theologische Deutungsunterschiede. Beide Kirchen feiern zudem ihre Messe auf unterschiedliche Weise, weil man im Osten Liturgie, Riten, Gesänge und Gebete als besonderen Ausdruck des rechten Glaubens betrachtet. Stundenlange Gottesdienste, die im Stehen zu absolvieren sind, Weihrauch, Kerzen und goldglänzende Ikonen bieten den Gläubigen ein heiliges Spektakel. Unterschiede gibt es auch bei Kirchenjahr und Kalender, Fasttagen und Sakramenten sowie der Verehrung von Ikonen, in denen nur die ortho-

doxen Christen eine dem biblischen Wort gleichwertige göttliche Offenbarung erkennen.<sup>66</sup>

In der Orthodoxie spielen das Mönchtum der Eremiten und Anachoreten, Wander- und Bettelmönche, Asketen und Styliten sowie zahlreiche andere Formen des einsamen Lebens eine herausragende Rolle. Im Gegensatz zur lateinischen Kirche kannte man keine Orden oder Kongregationen, indessen besaßen die Klöster jeweils ihr eigenes Statut, das Typikon. Wie im Westen erfüllten die Konvente neben den religiösen auch soziale, intellektuelle und kulturelle Aufgaben.<sup>67</sup> Hier wie dort gelangten sie zu großem Reichtum, sofern sie Ländereien, Metochien, besaßen. Zum Beispiel hielt das Kloster Dečani im Mittelalter 40 serbische Dörfer und neun walachische Hirtengemeinschaften, genannt Katune, in Besitz.<sup>68</sup>

Zum Mittelpunkt des byzantinischen Mönchtums entwickelte sich im 10. Jahrhundert der Athos auf der griechischen Halbinsel Chalkidike. Auf dem «Heiligen Berg» wurden unter anderen das griechische Kloster Megisti Lavra, das serbische Hilandar, das bulgarische Zografou und das russische Panteleimonos berühmt. Mit ihren Skriptorien und Bibliotheken waren sie Zentren des Wissens, die bedeutenden Einfluss auf Kultur, Theologie, Dogmatik und Liturgie ausübten.<sup>69</sup> Der Athos zog bis in die neueste Zeit Pilger und Spendenwillige aus aller Welt an. Viele Tausend Namen erscheinen in den Annalen, darunter Mitglieder von Herrscherhäusern, Geistliche und einfache Leute: Schuster, Schneider, Salzhändler oder Seifenmacher. Frauen blieb hingegen bis in die Gegenwart der Zutritt zum Athos verboten.<sup>70</sup>

Die Christianisierung war ein immens politischer Vorgang: Es waren die Fürsten, die sich zuerst taufen ließen, um sich eine quasi gottgegebene Autorität anzueignen, ehe auch die breitere Bevölkerung den neuen Glauben übernahm. Sie war somit die wesentliche Antriebskraft, um normierte Gesellschaften und Staatsgewalten herauszubilden. Nach außen bedeutete die Christianisierung die völkerrechtliche Anerkennung eines Reiches in der christlich-abendländischen Welt, sie signalisierte die Zugehörigkeit zu einer politischen Kultur und eröffnete dynastische Heiratsverbindungen. Nach innen wirkte sie integrierend und stabilisierend, gab den jungen staatlichen Gebilden eine kulturelle Identität und Geschlossenheit.<sup>71</sup> Die Zugehörigkeit zu einem der beiden Kulturkreise, dem lateinischen oder dem byzantinischen, erschloss zudem bessere wirtschaftliche Möglichkeiten. Sie garantierte nicht zuletzt die Teilhabe an der jeweiligen Baukunst und Bildung, an Literatur und Luxus, an den jeweiligen Zeit- und Weltvorstellungen. In Serbien, Bulgarien und den

Donaufürstentümern übernahm man beispielsweise den byzantinischen Kalender, der den Beginn der Zeitrechnung auf die Erschaffung der Welt im Jahr 5509 v. Chr. ansetzte. In Bosnien und Dalmatien galt dagegen die lateinische Zeitrechnung ab Christi Geburt.

Im gesamten Mittelalter gab es keine klare Grenze zwischen westlichem und östlichem Kircheneinfluss, und in vielen Gebieten, vor allem in Kroatien, Dalmatien, Albanien und in Bosnien und der Herzegowina, mischten sich lateinischer und slawisch-orthodoxer Ritus. Im Tauziehen der Kirchen behielt Rom in Kroatien die Oberhand, wogegen es allerdings auch lokalen Widerstand gab. Gegen das päpstliche Verbot der slawischen Liturgie protestierte um 900 zum Beispiel Bischof Gregor von Nin. Er schlug stattdessen eine vereinigte Kirchenorganisation vor.<sup>72</sup> Dort, wo sich west- und ostkirchlicher Einfluss überschneiden, entwickelten sich hybride Rituale, Glaubens- und Kulturpraktiken. In den Städten Dalmatiens, die nominell zum Oströmischen Reich gehörten, jedoch in die Jurisdiktion der römischen Kirche fielen, bedachte man im 11. Jahrhundert zum Beispiel beim Ostergebet den byzantinischen Kaiser und den lateinischen kroatischen König. Die west-östliche Kultursynthese bezeugt unter anderem auch eine griechisch-slawisch-lateinische Inschrift im Kloster Sankt Johannes Vladimir in der Nähe der albanischen Stadt Elbasan.<sup>73</sup> Außer im Adria-raum muss der Einfluss der römischen Kirche auch in Bulgarien, Montenegro und Serbien stark gewesen sein, ehe sich die Herrscher später im Mittelalter für Byzanz entschieden.<sup>74</sup> Der serbische König Stefan Nemanjić ließ sich seine Königskrone 1217 vom Papst schenken. Erst nachdem sich die serbische Kirche zwei Jahre später für unabhängig erklärt hatte, ließ er die Krönung nach byzantinischem Ritus wiederholen.<sup>75</sup>

In gewisser Weise bildete Südosteuropa also die Schnittmenge von lateinischem Westen und griechischem Osten mit ihren jeweiligen kulturellen Eigenarten. Den meisten Menschen und selbst dem Klerus blieben die schismatischen Argumente lange Zeit gänzlich unbekannt. Sie eigneten sich Elemente aus beiden Kulturkreisen an, behielten bestimmte traditionelle Denk- und Verhaltensweisen bei und amalgamierten unterschiedliche Einflüsse zu etwas Neuem. Selbst oberste Geistliche bedienten sich im geistigen Fundus beider Großkirchen, entwickelten ihre Theologie und Weltvorstellungen auf Grundlage lateinischer, griechischer und sogar orientalischer Denktraditionen.<sup>76</sup>

Vor diesem Hintergrund wurde der Balkan Teil – möglicherweise sogar Ausgangspunkt – einer gesamteuropäischen Ketzerbewegung, die



auf eine auf dem ganzen Kontinent verbreitete religiöse Aufbruchstimmung stieß.<sup>77</sup> Und das kam so: Wenngleich sich West- und Ostkirche gegenseitig heftig bekämpften, waren sie in einer Frage einer Meinung: dass jede abweichende Glaubensrichtung, die Ketzerei, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müsse. Denn die Rivalität um Einflussphären bildete den Nährboden für alle möglichen unorthodoxen spirituellen Lehren. Einen besonders erbitterten Kampf führten die Hierarchien gegen Überbleibsel des Dualismus, eine Erlösungsreligion, die im ersten vorchristlichen Jahrtausend in verschiedenen Weltgegenden, im Abendland ebenso wie in China, Indien und im Iran, um sich gegriffen hatte.<sup>78</sup> Im frühen Mittelalter lebte der Dualismus in Form von Gnostizismus, Paulikianismus und Manichäismus und anderen Varianten fort. Kern war der Glaube an den Gegensatz zweier Mächte in der Schöpfung, des guten Gottes und des bösen Satans, des unsichtbaren Geistigen und des sichtbaren Materiellen, des Widerspruchs von Licht und Dunkel. Dualistische Glaubenslehren existierten auf dem Balkan in vielen unterschiedlichen Spielarten und Mischformen, und in Verbindung mit dem Christentum entwickelten sich synkretistische Lehren. Obwohl von der offiziellen Kirche verworfen, glaubten sehr viele Menschen an den ewigen Kampf zwischen Gott und Satan.<sup>79</sup>

In Bulgarien, wo sich lateinische und griechische Kirche besonders vehement um die Vormacht stritten, machte im 10. Jahrhundert der Priester Bogumil mit dem Dualismus Furore. Er verstand sich als Christ, wobei er aber die griechisch-orthodoxe Kirche radikal ablehnte. Gott herrsche über die himmlische Sphäre, predigte er, wohingegen Satan der Schöpfer alles Irdischen und somit auch des Menschen sei. Das Alte Testament wies er als Offenbarung des Bösen zurück und verwarf die Verehrung des Kruzifix und der Ikonen.<sup>80</sup> Gemäß seiner Lehren lebten die Bogumilen ein armseliges Leben in Wanderschaft und Gebet, lehnten den Prunk der Kirche und die Sakramente ab, pflegten einen einfachen Ritus, was besonders bei den ärmeren Schichten auf Zustimmung stieß. «Die Häretiker», vermeldete der kirchentreue Geistliche Kosmas, «lehren ihre eigenen Leute, den Herren keinen Gehorsam zu leisten, sie schmähen die Reichen, hassen den Zaren, machen die Ältesten lächerlich, tadeln die Bojaren, betrachten die Diener des Zaren als eine Schande vor Gottes Angesicht und untersagen jedem Leibeigenen, für seinen Herrn zu arbeiten.»<sup>81</sup>

Die Gründe für den Erfolg der Bogumilen, die sich zu einer bedeutenden religiösen Bewegung ausweiteten, waren vielfältig. Das Christentum

war noch jung, paulikianische Lehren und der Volksglaube lebten fort, es fehlten gefestigte Kirchenstrukturen. Zudem beäugten die slawischen Dorfpriester den griechischsprachigen höheren Klerus mit Misstrauen, und dies umso mehr, als Byzanz das Bulgarische Reich zu vernichten trachtete. Aber auch gravierende soziale Probleme und wachsende Armut entfremdeten die Bauernschaft von den höheren Ständen, einschließlich der Geistlichkeit. Ganz offenbar konnte der Dualismus die spirituellen Bedürfnisse der Zeit besser bedienen als die offiziellen Kirchen.<sup>82</sup>

Nachdem der byzantinische Kaiser zu Beginn des 11. Jahrhunderts das Bulgarische Reich vernichtet hatte und die Bogumilen fliehen mussten, verbreiteten sich ihre Lehren in andere Länder Südosteuropas. Sie spalteten sich in regional unterschiedliche Dogmen und Kirchen auf, darunter die «Bulgarische Kirche», die «Kirche von Dragovica», die «Bosnische Kirche» und die «Dalmatinische Kirche».<sup>83</sup> Kaufleute, Kreuzfahrer, Pilger und Missionare trugen den bogumilischen Glauben nach Westen. Die Katharer in Italien und Frankreich übernahmen ihn in fast unveränderter Form, da sie in den Lehren vom Balkan die authentischste Form ihres Glaubens vermuteten.<sup>84</sup> Der Katharer Jakob Bech beabsichtigte sogar, im ausgehenden 14. Jahrhundert persönlich nach Bosnien zu reisen, um sich dort fortzubilden. Vor der Inquisition lobte er das Land als Vorposten seines Glaubens.<sup>85</sup>

Nach Bulgarien wurde seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert Bosnien zur Heimstatt des Dualismus. Inwieweit dieser die Glaubenslehre der unabhängigen Bosnischen Kirche begründete, wie oft behauptet wurde, ist nicht gesichert. Sowohl die lateinische als auch die orthodoxe Kirche beanspruchten das Bistum Bosnien für sich. Jedoch entschied der machtvolle Herrscher Ban Kulin um 1200, sein Land, das formal unter ungarischer Oberhoheit stand, in die Unabhängigkeit zu führen und zur besseren Abwehr äußerer Einflussnahme eine eigenständige Bosnische Kirche zu gründen. Schließlich lebte hier «ein Nachbarvolk mit eigenen Bräuchen und eigener Regierung», schrieb der byzantinische Chronist Cinnamus.<sup>86</sup> Die neue Bosnische Kirche betrachtete sich selbst als christlich, wurde jedoch sowohl von Rom als auch von Konstantinopel der Häresie bezichtigt. Da fast keine authentischen Quellen existieren, die über Ursprung, soziale Zusammensetzung, Glauben und religiöse Praktiken sowie die Stellung gegenüber dem Herrscher klaren Aufschluss geben könnten, bildete die kirchenoffizielle Ketzerpolemik mit all ihren Verleumdungen und Verteufelungen die wichtigste Informationsquelle

für die Nachwelt.<sup>87</sup> Quellen aus Rom und Byzanz behaupteten, die Bosnische Kirche lehne die Trinitätslehre und das Alte Testament ab, da sie diese als Vermächtnis des Satans ansehe. Ferner leugne sie die Autorität der offiziellen Hierarchie, weise Kirchen, Heiligenbilder, Reliquien und Priesterweihe zurück und predige stattdessen Ehelosigkeit und asketische Moral.<sup>88</sup>

Angesichts vieler Ungereimtheiten und widersprüchlicher Quellen hat die Wissenschaft die Bosnische Kirche mal als Ableger der Bogumilen, mal als Variante der Orthodoxie oder eine ganz eigene christliche Abspaltung gedeutet. Für keine der Interpretationen gibt es einen letztgültigen Beweis. Am wahrscheinlichsten ist wohl, dass in Bosnien verschiedene Glaubenslehren und Hierarchien koexistierten. Da waren zuallererst die drei christlichen Kirchen, die bosnische, orthodoxe und lateinische, denen jeweils ein Teil des Adels und der Gläubigen anhing. Daneben – und womöglich auch innerhalb dieser Kirchen – existierten weitere von Rom und Byzanz als «häretisch» eingestufte dualistische Glaubensrichtungen.<sup>89</sup> Darauf, dass sich alle möglichen Traditionen und Vorstellungen vermischten, weist zum Beispiel das Testament des bosnischen Geistlichen Gost Radin aus dem 15. Jahrhundert hin. Er zeichnete dort ein Kreuz und nannte ordinierte Priester und christliche Feiertage innerhalb seiner Kirche. Zudem glaubte er ganz offenbar an das Jüngste Gericht.<sup>90</sup>

Rom ging bereits unmittelbar nach Gründung der Bosnischen Kirche mit besonderem Eifer gegen die vermeintlichen Häretiker vor. 1203 mussten Ban Kulin und seine Kirchenmänner, die Krstjani, vor einem päpstlichen Legaten ihrem Glauben abschwören und sich zur römischen Kirche bekennen. Da dies nur mäßige Erfolge zeitigte, entsandte Rom um 1300 die Franziskaner als Inquisitoren und Kreuzzugsprediger ins Land. Aufgrund einschlägiger Erfahrungen bei der Verfolgung von Patarenern und Katharern sollten sie die Dogmen und Prinzipien der katholischen Lehre verbreiten und die theologischen Schriften der «Häretiker» dem Feuer übergeben. Weil sie anfangs auf Latein predigten, fanden sie allerdings nur schwer Zugang zur lokalen Bevölkerung. Erst im Verlauf der Zeit entstand eine einheimische, slawische Mönchsschicht, die in den Städten unter Händlern, Handwerkern und Bergleuten Gehör fand.<sup>91</sup> Angesichts der drohenden osmanischen Eroberung und unter Druck seiner katholischen Verbündeten entschloss sich der bosnische König in der Mitte des 15. Jahrhunderts, die Bosnische Kirche zu verbieten. Sie ist bald darauf mit dem bosnischen Staat für immer untergegangen.

gen. Dass die Anhänger der Bosnischen Kirche nach der osmanischen Eroberung als Erste zum Islam übertraten und somit die Vorfahren der heutigen Bosniaken seien, wie man häufig liest, ist ein Mythos. Vielmehr nahmen Angehörige aller Glaubensrichtungen die Religion der neuen Machthaber an.<sup>92</sup>

Bis heute erinnern Zehntausende mittelalterliche Grab- und Gedenksteine an eine Zeit, in der sich die Glaubenslehren noch nicht immer klar voneinander abgrenzten. Die berühmten «stećci» galten früher als typisch bosnisch-bogumilisches Erbe, jedoch wurden sie im 14. und 15. Jahrhundert tatsächlich ebenso von Angehörigen der etablierten christlichen Kirchen errichtet. Man fand sie also auch in Dalmatien, Serbien und Montenegro. Sie gehören in eine Zeit wirtschaftlicher Blüte, regen Handelsaustausches und höfischer Hochkultur, waren, wie Motive und Inschriften zeigen, Statussymbole aller Glaubensgemeinschaften. Zu verführerisch erschien der Nachwelt dennoch die Idee, die eindrucksvollen Steine könnten die Existenz einer urbosnischen Kultur belegen.

Bis zum Vorabend der osmanischen Eroberung war Südosteuropa also vom Erbe der griechischen und römischen Antike sowie vom Christentum geprägt. Dies schuf eine zivilisatorische Gemeinschaft auf dem europäischen Kontinent, der sich auch Albaner, Slawen, Romanen und andere Völker zugehörig fühlten. Allerdings bewirkte das Schisma von West- und Ostkirche innere Spaltungen: Das «erste Rom» setzte sich in Böhmen und Mähren, Ungarn, Kroatien und Dalmatien durch, während sich das «zweite Rom» in Bulgarien, Serbien, Montenegro, Rumänien und Makedonien behauptete. Dazwischen blieben Misch- und Übergangszonen, so in Bosnien, der Herzegowina und Albanien, aber auch in Dalmatien. Hermetisch und stabil im Sinne einer Kultur- und Zivilisationsgrenze waren die Einflussphären nicht, weil einzelne Merkmale aus unterschiedlichen Epochen stammten, weil die Kulturräume biografisch, sozial, geistig und künstlerisch miteinander verflochten waren und weil in vielen Regionen nicht nur beide offizielle Kirchen, sondern auch noch weitere Glaubensrichtungen präsent waren. Ein «Kampf der Kulturen» zwischen westlichem Christentum auf der einen und Orthodoxie auf der anderen Seite war durch diese Vorgeschichte nicht angelegt. Schon gar nicht waren diese Glaubenssysteme und Zivilisationen an fixe Staaten und kulturelle Machtzentren gebunden, so dass man sie als geopolitische Einheiten begreifen könnte, die als solche kriegerische Konflikte hätten ausfechten können.

### 3. Herrschaft, Wissen und Weltverständnis

Nach der großen Einwanderungswelle der Slawen im 6. und 7. Jahrhundert gelang es Byzanz im 8. Jahrhundert, Thessaloniki, Griechenland und die Peloponnes mit militärischer Macht wieder in seinen Hoheitsbereich einzugliedern. Ebenso wurden Thrakien und die dalmatinischen Städte und Inseln integriert. Hingegen blieben die Slawen im Zentrum und Westen der Balkanhalbinsel, die auf ursprünglich byzantinischem Territorium entstanden waren, dem Zugriff Ostroms dauerhaft entzogen. Dort hatten sich seit dem 7. Jahrhundert selbständige Landesherrschaften entwickelt. Die Stämme nahmen Territorien in Besitz, bildeten Provinzen und begannen sich sozial auszudifferenzieren, wodurch eine Herrschersippe entstand. In den Quellen ist von Županen, Archonten, Banen oder vom Dux die Rede, deren Macht auf militärischer Gefolgschaft ruhte und die sich durch Plünderungen und Tribute finanzierten. Die Christianisierung erlaubte eine weitere Festigung der herrscherlichen Macht. Mit der Taufe war die slawische Führungsschicht in die christliche Ökumene und Zivilisation eingetreten. Kaiser Konstantin Porphyrogennetos sprach in seiner Schrift «De administrando imperio» im 10. Jahrhundert von den Landesherren der Kroaten, Serben, Zachlumier, Terbunioten, Kanaliten, Diokleaten und Paganier.<sup>93</sup>

Die byzantinischen Kaiser bemühten sich, die neuen staatlichen Gebilde ihrem Einfluss zu unterwerfen. Sie umwarben die Fürsten mit Geschenken oder brachten eigene Prätendenten an die Macht.<sup>94</sup> Zum Beweis ihrer Loyalität mussten die regionalen Machthaber regelmäßig nach Konstantinopel reisen und vor dem Kaiser die Proskynese, eine Geste der Unterwerfung, vollziehen und sich zur Heeresfolge verpflichten. Im Gegenzug erhielten sie kaiserliche Titel, Privilegien, Geschenke oder auch eine byzantinische Prinzessin zur Braut.<sup>95</sup> Um die Oberherrschaft über die lokalen Fürstentümer konkurrierten später auch das Frankenreich, das Bulgarische Reich, das Königreich Ungarn, die Kreuzfahrer, die Republik Venedig und zuletzt die Osmanen. Je nach politischer Großwetterlage mussten die slawischen, albanischen, griechischen und rumänischen Landesherren eine dieser Suzeränitäten anerkennen. Viele zeigten sich wankelmütig und unterwarfen sich immer dem, der ihnen gerade die meisten Vorteile versprach. Nur vorübergehend behaupteten einzelne Fürstentümer ihre Selbständigkeit. Rivalitäten und

Stammesfehden verhinderten bis zum 12. Jahrhundert den Zusammenschluss zu bedeutenderen, unabhängigen staatlichen Gebilden.

Das Herrschaftsmodell dieser mittelalterlichen Fürstentümer entsprach demjenigen West- und Mitteleuropas. Entscheidend waren personale Bindungen, wechselseitige Abhängigkeiten und Treue, nicht institutionelle Regeln. Die Landesherren stützten ihre Macht auf ihre militärische Gefolgschaft, meist Verwandte und Vasallen, also abhängige und verbündete Adelsgeschlechter. Weder gab es ein fixes Territorium noch ein einheitliches Gemeinwesen. Ebenso besaßen die Fürsten keine ständige Residenz, sondern bewegten sich zwischen Pfalzen, Burgen und Landsitzen hin und her. Zu ihren vornehmsten Aufgaben gehörte es, die Armee bei Feldzügen anzuführen. Die verbündeten Edelleute waren verpflichtet, persönlich zu Pferde zu erscheinen und militärische Kontingente beizubringen. Unter dem Klang von Trompeten zogen dann Reiter, Bogenschützen und Fußsoldaten, die mit Lanzen, Schwertern und Streitkolben bewaffnet waren, in die Schlacht. Zur Kriegsführung gehörte es auch, feindliche Anführer gefangen zu nehmen, ihr Land auszuplündern und niederzubrennen. Außer mit Beutezügen erzielten die Fürsten Einnahmen aus Tributen sowie aus Steuern und Abgaben der Bevölkerung.<sup>96</sup>

Im zivilen Leben umgab sich der Fürst mit seinem Hofstaat aus den Getreuen, obersten Ratgebern und anderen Würdenträgern. Denn mittelalterliche Herrschaft bedurfte stets der Zustimmung der Einflussreichen, der Kriegsherren, Adligen und kirchlichen Würdenträger. Wichtige Entscheidungen wurden auf Landesversammlungen gefällt, etwa über Herrschaftsnachfolge, Bistümer, Gesetze und Friedensschlüsse. Beispielsweise erschienen bei einer solchen mehrtägigen kroatischen Zusammenkunft, dem Sabor, stets mehrere Hundert Teilnehmer mit Pferden und Zelten, zum Teil warteten päpstliche Gesandte und Vertreter anderer Länder auf.<sup>97</sup>

Herrschaft konkretisierte sich darüber hinaus in rituellen Handlungen. Neben den Landesversammlungen bildeten Empfänge, Feste, Tafeln, Prozessionen, Ehrungen und andere Akte der Repräsentation die Bühne, um soziale Rollen, Loyalitäten und die politische Ordnung insgesamt zu festigen. Allerdings pflegten die führenden Schichten nicht nur zum Herrscher persönliche Beziehungen, sondern auch zu Verwandten und nützlichen Bekannten. Die mittelalterliche Landesherrschaft war daher in der Regel kurzlebig und instabil. Um den politischen Verbindungen mehr Halt zu geben, wurde zwischen den einflussreichen Familien und Herrscherhäusern geheiratet. Beispielsweise befanden sich

unter den Gattinnen der serbischen Nemanjiden-Dynastie byzantinische, venezianische, französische, ungarische und bulgarische Prinzessinnen.

Byzanz bemühte sich umso mehr um die slawischen Landesherrschaften, als im 9. Jahrhundert mit dem Bulgarischen und dem Frankenreich Konkurrenten um die Vormacht in Südosteuropa in Erscheinung traten. Fürst Simeon I. ließ sich 913 zum bulgarischen Zar erheben. Er hatte einen beispiellosen Feldzug begonnen, dabei Belgrad, Syrmien und Makedonien erobert, um im Weiteren ein machtvolleres und kulturell hochstehendes byzantinisch-bulgarisches Kaiserreich zu errichten.<sup>98</sup> Auch unter Simeons Nachfolgern blieb Bulgarien eine konstante Bedrohung für Byzanz. Erst Kaiser Basileios II. gelang es zu Beginn des 11. Jahrhunderts, den Rivalen niederzuwerfen, wobei er sich den zweifelhaften Titel des «Bulgarenschlächters» erwarb. Das slawische Großreich wurde zerschlagen, Bulgarien und Makedonien wurden der byzantinischen Verwaltung einverleibt. Konstantinopel beherrschte nun erneut den größten Teil Südosteuropas, dehnte seine Grenzen von der Donau bis nach Istrien aus.<sup>99</sup>

Auch von Westen her drohte Byzanz Gefahr. Im Jahr 800 ließ sich Karl der Große zum Kaiser des Frankenreichs krönen und stellte damit die exklusive Herrschaft Ostroms in Frage. Er beanspruchte die lateinisch dominierte, ehemalige Westhälfte des Imperium Romanum. Die Trennung zwischen Westen und Osten, die zuerst die Kirchen vollzogen hatten, sprang nun auf die politische Sphäre über. Durch die Gründung des lateinischen Kaiserreichs spaltete sich die christliche Ökumene in zwei sprachlich, kulturell, politisch und religiös getrennte Teile, was sich auch in Südosteuropa auswirkte.<sup>100</sup> Karl zerschlug das Awarenreich und etablierte in Karantainen, Istrien, Kroatien und Dalmatien die fränkische Herrschaft, wobei nur die Küstenstädte und Inseln unter Kontrolle von Byzanz blieben. Allerdings gab es auch hier widerborstige lokale Machthaber. Unter den kroatischen Landesherrschaften erstarkte um 850 das überregional bedeutsame Fürstentum der Trpimiriden, die die fränkische Oberhoheit abschüttelten. König Tomislav eroberte im 10. Jahrhundert große Teile Dalmatiens, Bosniens und Slawoniens und schuf ein glanzvolles Reich, auf das die Kroaten bis heute stolz sind. Er besiegelte auch die Integration Kroatiens in die lateinische Kirche.<sup>101</sup> Nachfolgestreitigkeiten nutzte wiederum das Königreich Ungarn, das bereits Siebenbürgen und Slawonien beherrschte, um Kroatien anzugreifen. Es war mittlerweile die größte und militärisch stärkste mitteleuro-

päische Macht. Der kroatische Adel fürchtete um seine Privilegien und beschloss, sich mit dem machthungrigen Nachbarn zu arrangieren. Durch die *Pacta Conventa* übernahm das ungarische Herrscherhaus 1102 die Krone Kroatiens – und behielt sie bis 1918. Weil der Originaltext der Vereinbarung nicht erhalten ist, streiten Forscher darüber, ob Kroatien seine Staatlichkeit innerhalb Ungarns bewahrte oder infolge einer Realunion aufgab. Immerhin erhielt das Königreich Kroatien (später: die Königreiche Kroatien und Slawonien) einen regionalen Sonderstatus, eine Ständeversammlung und eine Exekutive in Form des Banus.<sup>102</sup> Die kroatische Nationalbewegung leitete hieraus im 19. Jahrhundert ein «historisches Staatsrecht» ab, und bis heute beruft sich die Verfassung Kroatiens auf die Kontinuität zum Mittelalter.

Während die frühen slawischen Stämme ursprünglich keine privilegierten Stände kannten, bildete sich bis zum 11. Jahrhundert eine differenzierte Feudalordnung heraus. In Kroatien und Bosnien entwickelte sich wie in Ungarn und in den Donaufürstentümern ein Erbadel, der gegenüber dem Herrscher eine gewisse Eigenständigkeit besaß, weil er sich große Ländereien angeeignet hatte, die stets im Familienbesitz verblieben. In Serbien und Bulgarien konzentrierte sich ähnlich wie in Byzanz die wirtschaftliche Macht überwiegend an der Reichsspitze. Nach dessen Vorbild vergab der Herrscher Militärlehen an einen Dienstadel. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Bauern frei und in eine Dorfgemeinschaft eingebunden gewesen, die als Rechts- und Steuereinheit fungierte. Infolge der sozialen Differenzierung entstanden nun aber überall neue Abhängigkeiten gegenüber den Landeigentümern: dem Herrscher, dem Adel und der Kirche. Die Landbevölkerung wurde in den meisten Gegenden Südosteuropas lebenszeitlich zu Diensten und Abgaben verpflichtet, gleichwohl sie sehr unterschiedlichen Rechtsverhältnissen unterlag. Als Relikt aus der Römerzeit gab es im Küstenland Formen von Leibeigenschaft (*Kolonat*) und auf den Kirchengütern auch Agrar- und Haussklaven, die persönlicher Besitz ihrer Herrschaft waren. Die slawischen Stämme kannten das Institut der Sklaverei, das ihnen in diesen Regionen auferlegt wurde, ursprünglich nicht.<sup>103</sup>

Vor dem Hintergrund wirtschaftlich erstarkender und sich sozial ausdifferenzierender Regionalherrschaften begannen sich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Machtverhältnisse erheblich zuungunsten von Byzanz zu verschieben. Die südslawischen Herrschaften Zeta (*Duklja*) und *Raška* kündigten angesichts innerbyzantinischer Turbulenzen ihre Bindungen auf. In Bulgarien kam die Dynastie der *Aseniden* an



die Macht, die das Bulgarische Reich erneuerte und wieder aus dem oströmischen Reichsverband löste. Nach Bulgarien entwickelten sich auch Serbien und Bosnien seit dieser Zeit zu machtvollen Königreichen, und als Byzanz infolge der Kreuzzüge 1204 zusammenbrach, erhielt die Staats- und Reichsbildung in Südosteuropa einen weiteren Schub.<sup>104</sup>

In Serbien gelang es Großžupan Stefan Nemanja in der Mitte des 12. Jahrhunderts, die Fürstentümer Raška und Zeta, also Zentralserbiens und der Küstenländer, zu vereinigen und eine überregionale Herrschaft zu errichten. Der Begründer der Nemanjiden-Dynastie verzichtete jedoch auf den Thron, um sein Leben als Mönch fortzusetzen. Nach seinem Tod wurde er heiliggesprochen.<sup>105</sup> Sein Sohn Stefan Nemanjić führte die serbische Staatsbildung zur Vollendung, als er sich 1217 zum «König des ganzen serbischen Landes und des Küstenlandes» krönen ließ und von Byzanz lossagte.<sup>106</sup> Stefans Bruder Rastko, der sich seit einem Aufenthalt auf dem Athos Sava nannte, setzte zwei Jahre später beim Patriarchen ein selbständiges serbisch-orthodoxes Erzbistum und damit eine unabhängige Kirche durch. Der erste serbische Bischof wird bis heute in Serbien als hoher Nationalheiliger verehrt.<sup>107</sup> Unter Stefan Dušan erreichte der Nemanjiden-Staat in der Mitte des 14. Jahrhunderts den Höhepunkt seiner Macht und territorialen Ausdehnung. Neben Serbien und Montenegro umschloss er nun auch Makedonien, Albanien und Nordgriechenland. Stefan Dušan ließ sich 1346 also zum «Kaiser der Serben und Griechen» krönen und wertete das serbische Erzbistum in Peć zum Patriarchat auf. Kosovo, wo mit die bedeutendsten serbischen Kulturdenkmäler beheimatet sind, entwickelte sich immer deutlicher zum kulturellen und religiösen Zentrum des Nemanjiden-Staates. Die Region gilt daher bis heute als Wiege der serbischen Kultur, als «nationales Jerusalem».<sup>108</sup>

Nach dem Tod Stefan Dušans begann das Serbische Reich infolge von Erbstreitigkeiten zu zerfallen. Für die Nachfolge als Hegemonialmacht auf dem Balkan empfahl sich nun das weiter westlich gelegene Königreich Bosnien. Nach wechselnder Abhängigkeit von Byzanz, Kroatien, Ungarn, Bulgarien und Serbien fiel es im 12. Jahrhundert unter die Hoheit Ungarns. Von dort stammte auch der Herrschertitel Banus oder Ban, mit dem sich die bosnischen Fürsten schmückten. Unter Ban Kulin und seinen Nachfolgern begann Bosnien seit Ende des 12. Jahrhunderts stark zu expandieren, und um seine Macht zu vervollkommen, gründete das Herrscherhaus eine bosnische Landeskirche. Tvrtko I. ließ sich 1377 zum «König der Serben, Bosniens, des Küstenlandes und der west-

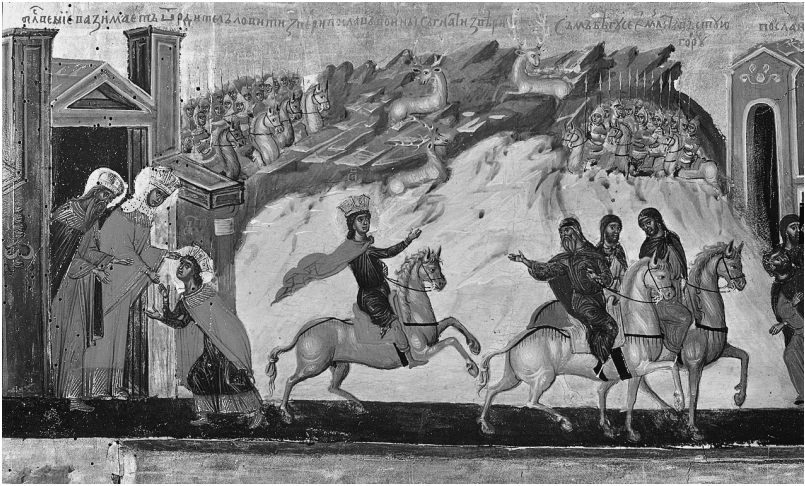


Abb. 2: Vita des heiligen Sava, Kloster Morača, 16. Jh.

lichen Länder» krönen. Als ungarischer Vasall übernahm er die Lilie der französischen Anjou in sein Wappen, die heute wieder in der bosnischen Flagge zu sehen ist. Sie war das Symbol der Dynastie Ludwigs des Großen, des damaligen Königs von Ungarn, Kroatien und Polen.

Während sich die Herrscher Bulgariens und Serbiens politisch von Byzanz befreien, blieben sie seinen geistigen Traditionen verpflichtet. Sie übernahmen dessen Herrschaftsverständnis, Krönungsritual und Zeremoniell. Nach griechischem Vorbild sprachen sie nie von «wir» oder «ich», sondern von «meinem Königtum», «meinem Zarenreich» oder von «meinen Herrschaften», da sie sich als Personifizierung ihres Reiches betrachteten. Ebenso eiferten sie dem universalen Herrschaftsanspruch von Byzanz nach, indem sich der Bulgare Simeon im 10. Jahrhundert «Kaiser der Bulgaren und Griechen» und der Serbe Stefan Dušan im 14. Jahrhundert «Kaiser der Serben und Griechen» nannte.<sup>109</sup> Nach byzantinischer Art ließen sie sich mit Kaiserkrone, Zepter, Ornat und purpurnen Schuhen ausstatten.<sup>110</sup> Andernorts waren die Dinge weniger eindeutig. In Kroatien, Dalmatien und teilweise auch Bosnien, Albanien, Montenegro und Nordgriechenland sowie in den Donaufürstentümern standen neben Byzanz auch italienische Herrschaften, Ungarn und das Heilige Römische Reich Modell. Die Fürsten der Moldau und der Walachei hießen mal «Woiwode» wie in Ungarn, mal «Gospodar» wie in Byzanz, was nicht zuletzt Ausdruck der komplexen großmachtpolitischen Verhältnisse war.<sup>111</sup>

Wie im lateinischen Westen trug auch der Reichsgedanke in Byzanz, den sich die Machthaber auf dem Balkan aneigneten, religiösen Charakter. Der Herrscher erschien demnach als Stellvertreter Christi sowie von Gott gekrönt und legitimiert.<sup>112</sup> Er wurde selbst zum Heiligen, wie Stephan der Heilige in Ungarn oder Stefan Nemanja in Serbien. Der Staatsgedanke verschmolz dergestalt mit der Kirchentradition; gleichzeitig erhielt die weltliche Macht sakrale Bedeutung. Die Nemanjiden ließen in den Stifterkirchen die Lebensgeschichte ihrer berühmten Familienmitglieder darstellen, so auf den Fresken im serbischen Studenica und Sopoćani. Wie der byzantinische Kaiser präsidieren die Zaren Bulgariens und Serbiens zugleich der weltlichen und der kirchlichen Macht.

Burgen und höfische Architektur, Münzen, Siegel und Miniaturen bezeugen, dass sich die südosteuropäischen Herrscher und Edelleute als Teil einer europäischen weltlichen Adels- und Ritterkultur ansahen. Sie unterhielten Kanzleien, ließen Urkunden in verschiedenen Sprachen und Schriften verfassen und knüpften diplomatische Verbindungen zu anderen Fürstenhäusern und Königshöfen. Man pflegte Konversation und Etikette und vertrieb sich die Zeit mit Bogenschießen, Turnieren und Schwerttänzen.<sup>113</sup> Zur Unterhaltung trugen auch reisende Musiker, Theaterleute und Künstler bei. Possenreißer, Jongleure, Zauberer, Akrobaten, Pantomimen und Musikanten aus Deutschland, Russland und Italien machten an den südosteuropäischen Höfen Station. In Serbien traten zum Beispiel 1379 der Dudelsackspieler Kunz, 1383 der Flötist Hans und 1426 der Pfeifer Peter aus Köln auf.<sup>114</sup>

Dort, wo sich starke Zentralgewalten entwickelten, blühten Wirtschaft, Kultur und geistiges Leben. Meist riefen die Fürsten unmittelbar nach der Christianisierung Maler und Baumeister ins Land, um ihrer Zugehörigkeit zum abendländischen Kulturkreis durch Kunst und Architektur Ausdruck zu verleihen. Deswegen richtete man sich im Adriaanraum später auch an Humanismus und Renaissance Italiens aus. Viele Bauwerke im Landesinneren bezeugen dagegen die enge kulturelle Verflechtung mit Byzanz. Hier wie dort war der höchste Wert mittelalterlicher Kunst die Spiritualität. Baumeister und Maler waren daher nicht lediglich Künstler, sondern Interpreten und Vermittler der biblischen Wahrheit, die sie in Formen und Fresken transponierten. Ihre Identität blieb meist verborgen, nur ausnahmsweise wurden ihre Namen bekannt.

Einige der schönsten und erhabensten Werke byzantinischer Kunst und Architektur sind in den Balkanländern entstanden, unter anderem in Preslav, Ohrid, Mileševa, Sopoćani und Gračanica.<sup>115</sup> Formgebung

und Bildprogramme reflektierten die Vorstellung vom göttlichen Universum, an dessen Spitze Christus der Pantokrator, der Weltenrichter, in der Kuppel der kreuzförmigen Kirchen abgebildet war. Darunter erblickte man an Wänden und Säulen – in hierarchischer Abfolge vom Himmlischen zum Irdischen – Szenen aus der Bibel und dem Leben der Heiligen und Märtyrer.<sup>116</sup> Dabei manifestierten sich zahlreiche west-östliche Verflechtungen. Süditalienische Baumeister schufen die Muttergotteskirche im serbischen Studenica, die romanische mit byzantinischen Formen verbindet. Im Kloster Dečani, gestaltet durch eine Werkstatt aus Kotor, verweisen bunte Quadersteine auf das italienische Vorbild, während man im Kloster Gradac und in der Klosterkirche von Gračanica auch gotische Elemente erkennt.<sup>117</sup> Und in den rumänischen Klöstern in der Moldau und in der Walachei entstanden am Schnittpunkt der großen Reiche und Religionen eindrucksvolle und geniale Eigenschöpfungen und Bildprogramme.

Auch in der Philosophie, Literatur und den Kulturen des Wissens verschränkten sich lateinische und byzantinische Traditionen. In Byzanz, wo es keine originäre Wissenschaftstradition und keine Universitäten gab, wurden antike Texte immer wieder abgeschrieben und kommentiert. Ferner wurde islamische, lateinische und hebräische Literatur übersetzt.<sup>118</sup> Fast alles, was in Byzanz rezipiert wurde, wanderte weiter nach Südosteuropa, wurde von wissbegierigen Bulgaren, Rumänen oder Serben kopiert, redigiert und weitergeschrieben.<sup>119</sup> Federführend waren die kulturellen Zentren von Preslav, Ohrid, Thessaloniki und auf dem Athos, jedoch florierte die Kultur auch an kleineren Adelshöfen, zum Beispiel in Serres, Ioannina und Mistra. Mit den staatlichen Gebilden entwickelten sich seit dem 12. Jahrhundert die Literaturen und frühen Schriftsprachen auseinander, die bis dahin noch durch eine einheitliche altkirchenslawische, kyrill-methodianische Tradition geprägt gewesen waren.<sup>120</sup>

Viele unterschiedliche Textformen wanderten im Mittelalter nach und durch Südosteuropa. Der umfangreichste Corpus bestand aus liturgischen Schriften, Heiligenviten und Chroniken. Ferner entstanden Anthologien wie die «Belgrader Sammlung», die Übersetzungen sämtlicher für Philosophie und Theologie einschlägiger antiker und byzantinischer Texte enthielt. Beliebt waren zudem Florilegien, Sinnsprüche und «Blütenlesen» sowie die Geschichten aus 1001 Nacht, die Heldensagen von Troja und Alexanders des Großen sowie die Artus- und die Karlssage.<sup>121</sup> Aus Palästina, Syrien, Ägypten und Kleinasien gelangten über Byzanz

nicht zuletzt die Apokryphen nach Südosteuropa, also kirchlich nicht anerkannte Schöpfungsgeschichten. In Bulgarien, Serbien und Russland wurden sie übersetzt und bearbeitet, etwa die «Sibyllinischen Orakel», der «Razumnik» und der «See Genezareth». Sie bildeten eine wichtige Quelle der Inspiration für die dualistischen Glaubenslehren.<sup>122</sup>

Von Westen her verbreiteten sich Renaissance und Humanismus in Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Dalmatien.<sup>123</sup> Übertreffende Bedeutung besaß im 15. Jahrhundert der Hof des Matthias Corvinus, König von Ungarn und Kroatien, der neben der Medizin auch Naturphilosophie, Astronomie, Logik und Geometrie förderte. Gelehrte aus ganz Europa kamen nach Buda, wo der kroatische Bischof Johannes Vitez als Mäzen der Astronomie wirkte und die Universität in Posonium (Bratislava) gründete.<sup>124</sup> Neben vielen anderen können auch der Kroat Janus Pannonius (Ivan Česmički), der Istrianer Petar Pavao Vergerije, der Bosnier Juraj Dragišić und der Albaner Johannes Gazulus (Gjon Gazulli) als herausragende Renaissancegelehrte gelten. Humanisten gab es auch im byzantinischen Kulturkreis, wie den Bulgaren Konstantin der Philosoph und den Griechen Johannes Kantakuzenos. Allerdings konnte sich die neue Geistesströmung dort nicht im westeuropäischen Maßstab entfalten.<sup>125</sup> Auch die byzantinischen Kaiser holten sich aber bedeutende Forscher und Philosophen an ihren Hof. So brachte im 11. Jahrhundert der aus Antiochien stammende Arzt, Astronom und Astrologe Symeon Seth naturwissenschaftliche Erkenntnisse und Regierungslehren des fernen Orients nach Konstantinopel, von wo aus sie weiter in die slawische Welt getragen wurden.<sup>126</sup>

Dass die menschliche Wissbegier schon im Mittelalter keine kulturellen und religiösen Schranken kannte, äußerte sich besonders deutlich in der Medizin. Sie baute auf den in vielen Jahrhunderten gewonnenen Erkenntnissen der griechischen Antike sowie des arabischen Mittelalters auf. Im 11. Jahrhundert entstanden in Italien neue Standorte, an denen die Forschung florierte und von wo aus sich neues Wissen in ganz Europa verbreitete. In Salerno übersetzte der muslimische Kräuterhändler Konstantin der Afrikaner, der ansonsten im Mittelmeerraum seinen Geschäften nachging, arabische Fachliteratur ins Lateinische. Und Burgundio aus Pisa reiste nach Konstantinopel, um dort altgriechische medizinische Texte zu erschließen.<sup>127</sup>

Im engen Austausch mit den italienischen Bildungsstätten entwickelte sich die Medizin auch im adriatischen Küstenland und in Kroatien. Zentren medizinischer Gelehrsamkeit und Praxis waren die Klöster: Bene-

diktiner und Franziskaner sammelten Rezepte und Fachliteratur, zogen Heilpflanzen, mixten Arzneien und behandelten Kranke in ihren Klöstern. Der Mediziner und Mönch Gregor aus Split errang im 11. Jahrhundert aufgrund seiner Heilkünste einen überregionalen Ruf, ebenso wie die Franziskaner in Dubrovnik, die zu Beginn des 14. Jahrhunderts die erste Apotheke in Betrieb nahmen. Mönche und Wundärzte ließen sich in Salerno, Bologna und Padua aus- und fortbilden, andere in Paris, Wien, Prag oder Krakau.<sup>128</sup> Das medizinische Wissen strahlte auch nach Bosnien und Serbien aus, wo die Landesherrn häufig Ärzte aus den Adriastädten, besonders Dubrovnik und Zadar, an ihre Höfe riefen. 1330 durfte die herausragende kroatische Augenärztin Draga Slava sogar in Venedig praktizieren.<sup>129</sup>

In allen Bereichen des Wissens und des Weltverständnisses offenbarten sich west-östliche Verflechtungen. Unter den lateinischen und byzantinischen Gelehrten herrschte das Weltbild des Astronomen und Mathematikers Ptolemäus, das die Erde als Zentrum des Alls ansah, um das Mond, Sonne, Planeten und Sterne kreisten. In der Mitte des Globus vermutete man Jerusalem, wo die drei Kontinente Europa, Afrika und Asien vermeintlich zusammenstießen.<sup>130</sup> Im Volk waren derartige Anschauungen allerdings kaum geläufig. Die weniger Gebildeten sahen die Erde als flache, vom Weltmeer umgebene Scheibe an. In ihrer Vorstellungswelt bildete sie den Mittelpunkt des Kosmos, über der sich der Himmel erhob und unter der sich die Unterwelt öffnete – was viele noch bis in die Neuzeit glaubten.<sup>131</sup>

Menschen in West und Ost imaginierten die Historie als lineare Heilsgeschichte, die mit der Schöpfung begann und auf die erwartete Wiederkunft Christi in naher Zukunft zulief.<sup>132</sup> Aus antiken Denktraditionen stammte die Vorstellung, die Welt ginge nach Gottes vorbestimmtem Plan periodisch im Chaos unter, um daraufhin wiederzuerstehen. Als vollkommenen Zustand und mythische Endzeit stellte man sich das «goldene Zeitalter», den «kosmischen Frühling» sowie das «himmlische Reich» vor, denen Katastrophen und Kataklysmen vorausgingen. Deswegen wurden auch immer neue Berechnungen von Weltanfang und -ende angestellt. Nach der osmanischen Eroberung von Konstantinopel prognostizierte beispielsweise Patriarch Gennadios Scholarios den Weltuntergang für das Jahr 1493/94.<sup>133</sup>

Für viele Menschen in Südosteuropa mag der unaufhaltsame Vormarsch des Islam als Anbruch einer solchen Endzeit gewirkt haben. Bereits im ausgehenden 11. Jahrhundert hatten sich türkische Nomaden-

stämme aus Zentralasien wahrscheinlich aus klimatischen Gründen aus Anatolien gen Westen bewegt und in Kleinasien niedergelassen, als Byzanz schon nicht mehr in der Lage war, die Eindringlinge aus seinem Machtbereich zu vertreiben. So entstand kaum 150 Kilometer von Konstantinopel entfernt im 13. Jahrhundert das Emirat Osmans, des Begründers einer neuen Dynastie, die alsbald einen beispiellosen Eroberungszug antrat. Im Grenzraum zum christlichen Machtbereich baute Osman sein islamisches Reich auf und legte sich den Titel «Grenzoberhaupt» bzw. «Führer der Gazi» zu, der «Frontkämpfer im Heiligen Krieg». Um 1350 betraten türkische Krieger zum ersten Mal europäischen Boden – ein Jahrhundert später hatten sie Konstantinopel und den größten Teil Südosteuropas erobert.<sup>134</sup>

Weder Byzanz noch die Balkanstaaten hatten den Osmanen viel entgegenzusetzen. Denn ab Mitte des 14. Jahrhunderts begann sich das Serbische Zarenreich aufzulösen, und bald darauf zerfielen auch das Bosnische und das Bulgarische Reich in konkurrierende Fürstentümer. Die byzantinischen Kaiser hielten nominell an ihrem Hegemonialanspruch über Südosteuropa fest, besaßen aber keine Mittel mehr, ihn durchzusetzen. Rivalitäten unter den Fürstenfamilien der Balkanländer verhinderten den Aufbau starker Zentralgewalten und einer gemeinsamen militärischen Abwehr. Und mancher Landesherr glaubte, seine Herrschaft und seine Privilegien eher durch die Anerkennung osmanischer Suzeränität als auf dem Schlachtfeld zu retten.

Am 28. Juni 1389, dem berühmten Sankt-Veits-Tag, kam doch noch einmal ein Bündnis gegen die Osmanen zustande. Unter Führung des serbischen Fürsten Lazar, seines Schwiegersohns Vuk Branković sowie Königs Tvrtko von Bosnien traten die christlichen Heere Sultan Murad I. auf dem Amselfeld entgegen. Über den Hergang der Schlacht ist vieles unbekannt, außer dass beide Feldherren, Lazar und Murad I., den Tod fanden und dass es auf beiden Seiten verheerende Verluste gab. Indessen liegen Größe und Zusammensetzung der Heere, ja sogar Gewinner und Verlierer der Schlacht im Dunkeln.<sup>135</sup> Gleichwohl gilt das Ereignis in der serbischen Volkskultur als historischer Wendepunkt, der das Ende der mittelalterlichen Staatlichkeit einläutete.

Fürst Lazar wurde von der serbischen Kirche heiliggesprochen und die Legende vom Amselfeld in hagiografischen Texten und in der Volksepik zu einem religiösen Mythos ausgeschmückt. Typische Figuren, die der biblischen Erzählung entlehnt sind, machten die Kosovolegende zu einem festen Bestandteil der serbischen Erinnerungskultur. So soll Fürst

Lazar am Vorabend der Schlacht das Gelübde abgelegt haben, eher in den Tod zu gehen, als ein Leben in Schande zu führen, wodurch er sich für das Himmlische Reich entschied. Als gemeiner Verräter trat Lazars Schwiegersohn Vuk Branković in Erscheinung, der sich den Osmanen als Kollaborateur andiente. Als Retter der Nation präsentierte sich derweil der sagenhafte Miloš Obilić, der sein Leben opferte, um den Sultan zu ermorden, und so den Rückzug der osmanischen Heere erwirkte. Für die Serben entwickelte sich der Kosovomythos zum zentralen identitäts- und sinnstiftenden Narrativ, das ewige Tugenden wie Mut und Gerechtigkeit, aber auch Werte wie Freiheit und Einigkeit transportierte.

Wenngleich die Schlacht auf dem Amsfeld den serbischen Reststaat noch nicht ganz beseitigte, kündigte sich doch der unaufhaltsame Untergang der christlichen Kleinstaaten in Südosteuropa an. Letzte Versuche des Papstes, der ungarischen Könige und einzelner abendländischer Fürsten, die Osmanen niederzuringen, scheiterten. Die Fürsten der Moldau und der Walachei sowie der Albaner unter Skanderbeg leisteten vergeblich militärischen Beistand. 1444 war die Kreuzzugsbewegung in Varna und 1448 auf dem Amsfeld besiegt, 1453 fiel Konstantinopel.<sup>136</sup>

So blieb vom Mittelalter vorerst nur die Erinnerung an mächtige, wirtschaftlich wohlhabende und kulturell hoch stehende Großreiche, die als historische Glanzpunkte aus einer später durch die osmanische Herrschaft verformten Geschichte hervorragen. Bis dahin gehörte Südosteuropa zum christlichen Kulturkreis, der – in unterschiedlichen Varianten – sein politisches, rechtliches, kulturelles und geistiges Leben auf lange Sicht prägte. Und auch wenn die nachfolgende Fremdherrschaft bestimmte Traditionen verdrängte oder überschichtete, blieb die mittelalterliche Epoche dauerhaft präsent. Unter anderem beherbergt sie zentrale Erinnerungsorte von hoher identitätstiftender Kraft, lieferte eine Projektionsfläche, auf der sich mittels Helden und Heiligen der historische Eigensinn konkretisierte. Dabei spielte auch eine Rolle, dass sich infolge der osmanischen Bedrohung, in Auseinandersetzung mit dem islamischen «Anderen», bei den Völkern Südosteuropas ein klareres Verständnis des christlich-abendländischen «Wir» herauskristallisierte.<sup>137</sup>

Auf der Basis realer historischer Erlebnisse und Erfahrungen hat die Erinnerungskultur, vor allem tradiert durch die Kirchen, sinnstiftende Narrative und Mythen geschaffen, die bis heute nachwirken. So transformierte sich durch die Jahrhunderte das Mittelalter in eine Chiffre nationaler Identität, welche die Osmanen wohl unterdrücken, jedoch nie ganz beseitigen konnten. Im Zeitalter der nationalen Erweckung hätte



man am liebsten unmittelbar an diese Epoche angeknüpft, die nun dazu diente, politische Ziele zu begründen und einheitstiftende Traditionen zu gestalten. Das gilt im 19. Jahrhundert etwa für die «Megali Idea», die Einigungsidee der Griechen, die sich auf die Vormacht von Byzanz bezog, den Kosovomythos als serbische und den «Illyrismus» als kroatisch-südslawische Nationalideologie. Bis in die Gegenwart half der Rekurs auf ferne Vergangenheiten, den Gruppenzusammenhalt zu stärken, Autorität und Herrschaft zu legitimieren, Normen und Werte zu prägen und die Massen für politische Ideen zu mobilisieren.

#### 4. Mittelalterliche Weltwirtschaften

Am Morgen des 8. September 1298 fochten die Flotten Genuas und Venedigs vor der Adriainsel Korčula eine Seeschlacht aus. Seit Jahrzehnten rivalisierten die beiden Stadtstaaten um die Vormacht in der Ägäis, um Hafenstädte und Handelswege, insbesondere zur Levante und zum Schwarzen Meer. Die Konfrontation nahm für die Venezianer diesmal einen verheerenden Ausgang. Neben dem Admiral der Flotte wurden weitere Kommandeure gefangen genommen, unter ihnen der 44-jährige Marco Polo.<sup>138</sup> In einem genuesischen Gefängnis diktierte er später seinem Zellengenossen Rustichello da Pisa seinen weltberühmten Reisebericht über das Mongolenreich, Persien, China und Indonesien. Bis heute streiten die Gelehrten über den Wahrheitsgehalt seiner «Beschreibung der Welt», die man als Kaufmannshandbuch, als Reiseerzählung oder als Abenteuerroman lesen kann. Seine Darstellung bediente sich authentischer Beobachtungen, fremder Quellen und literarischer Ausschmückungen.<sup>139</sup>

Marco Polo stammte aus einer wohlhabenden Händlerfamilie, die in Konstantinopel und im gesamten Mittelmeer- und Schwarzmeerraum ansässig war.<sup>140</sup> Weil es mittelalterliche venezianische Chroniken gibt, die berichten, die Familie Polo sei aus Dalmatien in die Lagunenstadt gezogen, entwickelten einige kroatische und italienische Historiker die These, auch Marco stamme von dort. Auf Korčula, wo zeitgenössische Dokumente eine Familie Polo oder Depolo erwähnen, kann man heute sein vermeintliches Geburtshaus besichtigen. Stichhaltig beweisen lässt sich die kroatische Herkunft Marco Polos nicht, allerdings auch nicht widerlegen. In jedem Fall hat die Gemeinde die Seeschlacht zu ihrem 700. Jahrestag 1998 am historischen Ort nachgestellt.<sup>141</sup>

Die Kontroverse, ob der berühmte Entdecker und Reiseschriftsteller kroatischer oder venezianischer Herkunft sei, erinnert an den Streit zwischen Deutschen und Polen über den Astronomen Nikolaus Kopernikus, den beide Nationen für sich vereinnahmten. Er ist insofern anachronistisch, als die Frage der ethnischen Herkunft für die Menschen im vor-nationalen Zeitalter noch keine Rolle spielte. Zu Lebzeiten Marco Polos galten Bürger der Seerepublik unabhängig von Geburtsort und Muttersprache einfach als «Venezianer».

Marco Polo besaß ein Interesse am Unbekannten, das für das Mittelalter eher untypisch war und mit dem er dem Zeitgeist fast um ein Säkulum vorauseilte. Der Kaufmann berichtete in seiner «Beschreibung der Welt» vom Aufstieg der Tataren sowie der Herrschaft des mongolischen Großkhans und Kaisers von China, Kubilai, in dessen Diensten er zeitweilig stand. Er pries die Pracht der Städte und staunte über gewisse merkwürdige Sitten der Bevölkerung. Nicht zuletzt überbrachte er detaillierte Kenntnisse von bislang unbekanntem Pflanzen und Tieren. Marco Polo mag in seinen Schilderungen der islamischen Welt frühe orientalistische Stereotype geprägt haben, allerdings waren sie nicht durchweg abwertend.<sup>142</sup> Zeitgenossen haben ihn sogar als Lügner geschmäht, weil sie das Barbarische und Animalische vermissten, das man dem Osten bereits damals zuschrieb.<sup>143</sup>

Marcos Erfahrung der Welt stand im Kontext des Aufstiegs der Republik Venedig zur Kolonialmacht, der Entstehung des Kaufmannskapitalismus und der Vernetzung von Weltwirtschaften, die schon in dieser Epoche wesentlich größer war, als man gemeinhin annimmt. Seit dem 11. Jahrhundert hatten sich infolge von Bevölkerungswachstum, Fortschritten in der Landwirtschaft sowie der Belebung des Handels, der Städte und des Verkehrswesens zwei ökonomische Schwerpunktregionen in Europa herausgebildet. Im Norden entstand in den Niederlanden und dem Nord- und Ostseeraum ein gewerblich orientiertes Wirtschaftszentrum, während im Süden, in Italien und dem Mittelmeer, der Handel überwog.<sup>144</sup>

Das Mittelmeer war seit der Antike der Entwicklungsmotor der alten Welt. Obwohl sich mittlerweile der Islam in Anatolien, der Levante und Nordafrika etabliert hatte, bildete der mediterrane Raum nach wie vor eine wirtschaftliche Einheit.<sup>145</sup> Handelsschiffe verbanden ungeachtet kultureller Unterschiede die Hafenstädte und Küstenregionen der Iberischen Halbinsel, Italiens, Nordafrikas, des Balkans und Konstantinopels miteinander. Christliche und muslimische Kaufleute verschifften unter

anderem Flachs aus Ägypten, ferner Textilien aus Griechenland, Tunesien, Sizilien und Spanien und trieben auch ansonsten allerlei Geschäfte miteinander, handelten mit Tierhäuten, Olivenöl, Seife und Wachs. Besonders lukrativ war das Geschäft mit Produkten aus dem Orient, wie Pfeffer, Zimt, Ingwer und Nelken, ferner Harzen, ätherischen Ölen, Heilkräutern, Farbstoffen, Halbedelsteinen und Perlen. Bereits um das Jahr 1050 besaß ein levantinischer Händler, der den Mittelmeerraum bediente, mehr als 280 verschiedene Artikel in seinem Sortiment.<sup>146</sup> Durch die Handelskontakte wurde es nötig, das Münzwesen zu vereinheitlichen – die auch im arabischen Raum gebräuchliche Goldwährung kam in Umlauf neben dem nach wie vor gebräuchlichen Silber und Kupfer.

Infolge der wirtschaftlichen Konjunktur des 12. Jahrhunderts hatte Venedig begonnen, Handelsstützpunkte entlang der Mittelmeerküsten und auf den Inseln aufzubauen, wo sich Kaufleute, Beamte und Soldaten ansiedelten. Ebenso dehnten sich die Außenstellen im Schwarzmeerraum aus, wo neben italienischen und griechischen auch armenische, jüdische, türkische, kaukasische, arabische und «fränkische» Kaufleute Geschäfte machten. Auf der Krim hatte auch die Familie Marco Polos eine Niederlassung eröffnet, von wo aus Vater, Onkel und Sohn 1271 zu ihrer schließlich 24 Jahre dauernden Reise aufbrachen. Sie wollten zunächst Edelsteine in Zentralasien erwerben, wobei es sie schließlich immer weiter nach Osten trieb.

Um die wirtschaftliche Vorherrschaft im Schwarzen Meer, das ähnlich wie das Mittelmeer eine ökonomische Einheit mit vitalen Fernverbindungen bildete, rivalisierte Venedig mit Genua, wobei die Zufahrt zu den Dardanellen einen der Hauptkonflikte bildete.<sup>147</sup> Schon im frühen Mittelalter hatten die geschäftstüchtigen Wikinger aus Novgorod und Kiev die Schwarzmeerbahnen mit Wachs, Bernstein und Pelzen von Marder, Zobel und Hermelin bedient. Jetzt wurden über die Hafenzentren Kaffa auf der Krim, Maurocastro (Akkerman) und Licomost Baumwollprodukte aus Anatolien, Wollkleidung aus Westeuropa, Pelze und Häute aus Polen und den Steppen Russlands, Getreide vom Balkan, aus der Ukraine und von der Krim sowie Pfeffer und Spezereien aus Asien in alle Himmelsrichtungen vertrieben.<sup>148</sup>

Der wichtigste Wirtschaftszweig aber war seit alter Zeit der Sklavenhandel. In Kaffa «werden mehr Sklaven, männliche und weibliche, verkauft als irgendwo in der Welt», bemerkte ein spanischer Reisender zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Venezianische Händler erwarben an der Ostküste des Schwarzen Meeres Russen, Tataren und Tscherkessen und

schifften sie durch den Bosporus und die Dardanellen ins Mittelmeer, um sie in Ägypten und in der Levante, in Konstantinopel oder in Venedig weiterzuveräußern.<sup>149</sup> Seit Jahrhunderten stritten die Seemächte Venedig und Genua auch deshalb um die Kontrolle der Meerengen.

Im 13. und 14. Jahrhundert konnte Venedig den Rivalen Genua niederringen und erheblich expandieren, herrschte schließlich über ein weitgespanntes maritimes Kolonialreich. Nach dem vierten Kreuzzug und der Eroberung Konstantinopels mit den Kreuzfahrern 1204 nahm die Seerepublik Teile der Kaiserstadt und des oströmischen Territoriums in Besitz. Sie kontrollierte nun auch die alten Handelswege des Byzantinischen Reiches und darüber hinaus die Meerengen. Zum Zeitpunkt seiner größten Ausdehnung umfasste das venezianische «*dominio da mar*» Istrien, Dalmatien und das albanisch-montenegrinische Küstenland bis zur Peloponnes sowie Kreta, Korfu und die Ionischen Inseln. Ihren imperialen Anspruch unterstrichen die Venezianer mit dem Ausbau von Häfen und Festungen. Die griechischen Häfen von Moron und Koron galten als «Augen und Ohren» der Republik. Hier landeten mit den Segelschiffen Neuigkeiten aus der gesamten bekannten Welt.<sup>150</sup>

Venedig bildete im Spätmittelalter schließlich den Mittelpunkt eines überregionalen Wirtschaftsraumes, der Westeuropa, den Mittelmeerraum, Konstantinopel sowie das Schwarze Meer mit ihren Fernverbindungen bis nach Asien und Afrika umschloss.<sup>151</sup> Über den Knotenpunkt Konstantinopel, der seit der Spätantike Europa und Asien miteinander verband, wickelten die Venezianer einen beträchtlichen Teil des europäischen Handels ab: Aus dem Mittelmeerraum und dem Orient beschafften sie Gewürze und Luxusgüter, aus dem Schwarzmeergebiet Getreide und Sklaven. Verbindungen reichten von Trapezunt nach Persien und Arabien, während man über Dnjepr, Don und Wolga das Baltikum und den hohen Norden erreichte. Ferner bediente Venedig die Verbindungen nach Flandern sowie Augsburg, Nürnberg, Prag und Wien.

Das Geschäft mit orientalischen Luxusgütern war ausgesprochen lukrativ und die Einfuhr von Getreide und Salz, Häuten und Holz zur Versorgung der Lagunenstadt sogar lebenswichtig. Konvois verschifften regelmäßig Menschen und Waren von der Kaiserstadt nach Venedig, um von dort aus in ganz Europa vermarktet zu werden. Venezianische Händler ventilierten zudem die Handelswege zu den Azoren, den Kanarischen Inseln sowie nach Westafrika und Indien.<sup>152</sup> Außer Waren gelangten auch Wissen und Fertigkeiten aus Asien, Ägypten und Byzanz nach Westen, zum Beispiel die Herstellung von Seiden- und Baumwollstoffen, die

Glasbläserei, der Reisanbau und die Verarbeitung von Zuckerrohr, die Venedig in seinen Kolonien Kreta und Zypern vornehmen ließ.<sup>153</sup> Nie zuvor hatte es ein so weit gespanntes und so komplexes Handelssystem gegeben, das europäische, nordafrikanische und asiatische Regionen miteinander verband.<sup>154</sup>

Der Aufstieg des Mongolenreiches im 13. Jahrhundert erleichterte die Handelsbeziehungen nach Fernost, die seit der Antike existierten. Auch die Familie Polo profitierte davon, dass auf der Seidenstraße jetzt ungehindert Luxusgüter aus China und Indien zu den Häfen des Schwarzen Meeres transportiert werden konnten.<sup>155</sup> Marco berichtete, es gebe entlang der Hauptwege im Abstand von höchstens dreißig Meilen Stationen, um Reisende unterzubringen und zu verpflegen. Dort stünden Pferde bereit, «damit alle Boten des Großkhans und alle Gesandten dort einkehren und ihre Pferde wechseln können». Im Mongolenreich existierte zudem ein dichtes Geflecht von Post- und Eilboten, um Briefe und Pakete zu befördern. «Da an ihren Gürteln mehrere kleine Glöckchen hängen, kann man ihr Kommen schon von weitem hören. Auf daß sich der Kurier im nächsten Dorf bereithält, um das Paket zu übernehmen und damit davonzupreschen.»<sup>156</sup> Nach dem Zerfall des Mongolenreiches Ende des 13. Jahrhunderts war die zentralasiatische Landroute nach Peking gefährlicher zu bereisen. Ein italienisches Reisehandbuch empfahl den Kaufleuten jetzt, sich einen langen Bart wachsen zu lassen, einen guten Dolmetscher anzustellen und Proviant für 25 Tage mitzuführen.<sup>157</sup>

Als Drehscheibe des internationalen Handels bildeten Venedig und die oberitalienischen Städte die Keimzelle des frühen Kaufmannskapitalismus. Die Lagunenstadt machte es sich sogar offiziell zur Aufgabe, den Fernhandel zu organisieren, zu fördern und zu schützen, indem sie etwa staatseigene Galeeren patrouillieren ließ, um Piraten und missliebige Handelskonkurrenz auszuschalten, oder Kaufleuten Koggen zur Verfügung stellte.<sup>158</sup> Im Großen Rat versammelten sich die Patrizier, die Angehörigen der einflussreichsten und wohlhabendsten Familien der Stadt, die alle politische und wirtschaftliche Macht in den Händen hielten und die nach dem Motto «honorem et proficuum» handelten: für Ehre und Profit.<sup>159</sup>

Die nautische Revolution, Fortschritte im Schiffsbau, Segelhandbücher und Seekarten sowie die Erfindung des Kompasses, erleichterte das Reisen und minderte die Risiken. Dadurch konnten jetzt noch riesigere Vermögen mit dem Fernhandel erwirtschaftet werden. Die Anhäufung von Handelskapital stimulierte Kredit- und Versicherungswesen, Teilhaber-

schaften und Handelsgesellschaften sowie neue betriebswirtschaftliche Methoden.<sup>160</sup> Die Polos besaßen zum Beispiel eine «*fraterna compagna*», eine neue Form der Familiensozietät, bei der die Brüder eine Haftungs- und Erbgemeinschaft bildeten. Marco, der nach seiner dreijährigen Gefangenschaft in Genua in Venedig lebte, starb als reicher Mann.

In diese Epoche fällt die Genese der Weltwirtschaft, der Ursprung der «archaischen Globalisierung», die nach den europäischen Entdeckungen der Amerikas so gewaltig an Fahrt aufnahm. Schon jetzt gab es mobile Gruppen, die Kontinente, soweit man sie kannte, miteinander verbanden. Getrieben von der Idee universaler Herrschaft, militärischer Expansion, religiösem Missionseifer, materiellem Gewinnstreben und der Suche nach begehrten Heilmitteln, überwandene Gesandte, Kommandeure, Händler, Pilger, Mönche und Künstler weite Strecken.<sup>161</sup> Noch war die Welt aber multipolar aufgebaut, zerfiel in fünf große transregionale und kontinentale Subsysteme: Europa, die Seidenstraße und den Raum des Indischen Ozeans, die miteinander kommunizierten, sowie, davon isoliert, die Subsahara sowie der Raum Mittelamerikas mit Mexiko.<sup>162</sup> Ein ökonomisch verflochtenes Weltsystem war damals noch nicht entstanden, jedoch gab es poröse Schnittstellen zwischen den ökonomischen Subsystemen Europas, Asiens und Afrikas, die mobile Menschen und der Warenaustausch miteinander in Beziehung setzten.<sup>163</sup> Zum Beispiel etablierten jüdische, armenische und andere Kaufleute ihre Niederlassungen, sei es auf dem Balkan und im Schwarzmeerraum, in Westeuropa, Nordafrika, Zentralasien oder Indonesien.<sup>164</sup>

Auch Südosteuropa war durch das Mittelmeer, die Seidenstraße und das Schwarze Meer in die Kreisläufe zwischen den Subsystemen der Weltwirtschaft eingebunden. Als Scharnier zwischen dem Balkan- und dem Fernhandel funktionierte in herausragender Weise die Republik Ragusa (Dubrovnik), die in dieser Epoche mit dem Fernhandel reich wurde. In der Mitte des 14. Jahrhunderts hatte sie sich aus der Abhängigkeit Venedigs entwunden, das in vieler Hinsicht ein Vorbild gewesen war. Wie die Serenissima besaß auch die kroatische Kaufmannsstadt eine aristokratische Verfassung, durch die wenige reiche Patrizierfamilien alle Staatsgeschäfte und die Wirtschaft lenkten. Sie wählten auch für jeweils nur einen Monat das Stadtoberhaupt, den Rektor. Amtssprache war Latein, aber die Mehrheit der Bevölkerung und auch des Adels sprach Südslawisch.<sup>165</sup> Im gesamten Mittelmeerraum bis hin zum Schwarzen Meer gründeten sie Kaufmannskolonien; Handelsschiffe transportierten Edelmetalle, Erze, Leder, Salz, Wachs, Wolle, Honig, Wein und orienta-

liche Gewürze über die Adria; Karawanenstraßen verbanden den Hafen der von mächtigen Mauern geschützten Stadt mit allen wichtigen Märkten und Produktionsstandorten Südosteuropas.<sup>166</sup> Auch Sklaven aus Bosnien, der Levante, dem Schwarzmeergebiet und aus Afrika wurden in Dubrovnik weiterverkauft. Etwa zeitgleich mit Venedig begannen ragusanische Kaufleute in der Mitte des 15. Jahrhunderts, in größerem Umfang Tuche für den Export in die Balkanländer zu produzieren und damit einen weiteren lukrativen Wirtschaftszweig aufzubauen.<sup>167</sup>

Ähnlich wie in den oberitalienischen Städten florierete in Dubrovnik in dieser Epoche der Kaufmannskapitalismus. Die Ragusaner übernahmen von Venedig, Genua, Pisa und Florenz Neuerungen wie Banken- und Versicherungswesen, bargeldlose Kredite, Wechselgeschäfte und Gesellschaften auf Zeit, wodurch sich die Gewinnchancen beträchtlich erweiterten. Zwischen 1280 und 1400 wurden in Dubrovnik über zwei Millionen venezianische Dukaten an Darlehen vergeben, zwei Drittel von örtlichen Patriziern, ein Fünftel durch Ausländer. Viele Händler aus Bosnien und Serbien nahmen hier Geld auf, um in ihr Geschäft in den Balkanländern zu investieren.<sup>168</sup> Der Lehrer Filip de Diversis mokierte sich 1440 über die in der Stadt vorherrschende, auf Gewinn orientierte Wirtschaftsethik. Die örtlichen Adelligen würden glauben, «dass Glück aus Wohlstand besteht und dass Tugend in seinem Erwerb und seiner eifrigen Anhäufung besteht».<sup>169</sup> Aus Dubrovnik stammte auch der Fernkaufmann und Ökonom Beno Kotruljević, genannt Benedetto Cotrugli, der Mitte des 15. Jahrhunderts die doppelte Buchführung, ein wichtiges Instrument des Frühkapitalismus, erfand. Er erläuterte die neue Finanzmethode, durch die Soll und Haben jederzeit nachvollziehbar wurde, in seiner vierbändigen Wirtschaftslehre «Über den Handel und den perfekten Kaufmann».<sup>170</sup> Mit «De navigatione liber» verfasste er darüber hinaus eines der ältesten Segelhandbücher für das Mittelmeer. Drei Jahrzehnte vor der Entdeckung Amerikas empfahl er, auf dem Weg nach Indien gen Westen zu segeln.<sup>171</sup>

Dank seines im Handel erworbenen Reichtums entwickelte sich Dubrovnik in der Frührenaissance zu einem bedeutenden Zentrum von Wissenschaft und Kultur, Medizin und Staatskunde. Wissenschaftler von europäischem Rang und Namen wie der Ökonom Beno Kotruljević und der Theologe Johannes von Ragusa brachten Kenntnisse, Wissen und ganze Bibliotheken in die Stadt. Fachliteratur konnte man um diese Zeit auch bereits beim Librarius erwerben, der auf der Hauptstraße eine Buchhandlung unterhielt.<sup>172</sup>

Wenngleich in Südosteuropa regional sehr unterschiedliche wirtschaftliche Voraussetzungen herrschten, ergänzten sich die verschiedenen Produktions- und Lebensformen in arbeitsteiliger Weise. An den Küsten Kroatiens, Albaniens und Griechenlands waren Ackerland und Niederschläge rar, dafür waren die Bedingungen für den Fischfang, für Weinbau und die Olivenzucht, den Anbau von Feigen, Granatäpfeln, Mandeln, Zitronen, Orangen und Melonen günstig – Erzeugnisse, die seit ältesten Zeiten im Mittelmeerraum heimisch waren. Besser sah es für die Landwirtschaft dank kontinentalen Klimas in den Ebenen Pannoniens, der Moldau, der Walachei, Ostthrakiens und Thessaliens aus. Seit Jahrhunderten siedelten hier Menschen, die die Flusstäler in eine Kornkammer verwandelten. Die Bauern bauten Weizen, Roggen, Hirse, Gerste und Hafer sowie Hanf und Flachs an, was nicht nur die örtliche Bevölkerung versorgte, sondern auch noch Überschüsse für den Fernhandel abwarf. Wichtige Wirtschaftszweige von überregionaler Bedeutung waren ferner die Schweine-, Pferde-, Rinder-, Bienen- und Seidenzucht. Auch im Inneren der Balkanhalbinsel gab es fruchtbares Land, daneben aber auch dichten Wald, der sich von Siebenbürgen über Serbien, Bosnien und Nordalbanien bis zur Adria erstreckte. Er lieferte Holz und Viehfutter. Dem Geografen Ami Boué erschienen diese Landschaften noch im 19. Jahrhundert so romantisch, dass er sie mit den Ardennen, dem Harz und dem Wienerwald verglich.<sup>173</sup>

Hingegen war der südliche Teil der Halbinsel überwiegend gebirgig. Fruchtbares Ackerland war rar und Niederschläge waren selten. Wer im regenarmen, zerklüfteten Hochland lebte, betrieb meist Ziegen- und Schafzucht. Die Fortbewegung in der furchigen Bergwelt von Dinariden, Rhodopen, Pindus, Balkan und Karpaten war mühselig, die Kommunikation schwerfällig. «Es gibt hier Landschaften, welche mit ihren vegetationslosen, verwitterten Karstfelsen kahl sind wie der Mond», schrieb der Historiker Konstantin Jireček.<sup>174</sup>

Das unwegsame Bergland bewährte sich durch die Jahrhunderte als Refugium vor Eindringlingen und dem Zugriff staatlicher Ordnungsmacht. Archaische Lebensformen konnten die Zeitläufte hier relativ ungestört überdauern. Aber selbst die nomadischen Berghirten lebten nicht isoliert von der Welt. Schon im Mittelalter schlug man Pfade durch die steilen Gebirgsketten, auf denen Karawanen die Handelsfracht zwischen Küsten und Binnenland transportierten. Die Lastpferde wurden in der Regel von den Oberhäuptern der Bergstämme vermietet. Man lud die Waren dann in Ballen, Säcken oder ledernen Doppeltaschen auf hölzerne



Packsättel. Mit Pfeil und Bogen gegen Räuber bewaffnet, machten sich die Kaufleute auf den Weg zu den Messen und Märkten in ganz Südosteuropa. Im Austausch gegen Lebensmittel führten sie Stoffe, Tuche und Seiden aus Oberitalien und Flandern, Baumwolle aus Syrien und von den Mittelmeerinseln, ferner Waffen und Rüstungen sowie Glas- und Lederwaren aus Zentraleuropa mit.<sup>175</sup>

Südosteuropa war reich an Erzen und Edelmetallen, die zum Teil bereits im Altertum ausgebeutet wurden. Silber, Gold, Kupfer und Blei stellten jahrhundertlang wichtige Handelsgüter dar. Bedeutend war zudem der Salzbergbau mit seinen Standorten in Siebenbürgen, später auch in der Moldau und der Walachei sowie in Bosnien und Dalmatien.<sup>176</sup> In Ungarn und Siebenbürgen wurden im 12. und 13. Jahrhundert Bergleute aus Deutschland, Flandern und Wallonien angesiedelt, um die begehrten Rohstoffe zu fördern. Der ungarische König gewährte diesen sogenannten Sachsen weitgehende Privilegien und Selbstverwaltungsrechte. Ein Drittel der weltweiten Produktion an Gold kam vor der europäischen Entdeckung Amerikas aus Ungarn sowie ein Viertel des Silbers.<sup>177</sup>

Auch Bosnien und Serbien waren reich an Erzen und Edelmetallen, vor allem Srebrenica und Novo Brdo, wo sich ebenfalls privilegierte «sächsische» Bergleute niederließen.<sup>178</sup> Kaufleute aus Dubrovnik siedelten sich dort an, um ihr Kapital möglichst gewinnträchtig zu investieren. Der Reichtum der Stadtrepublik stammte zu beträchtlichen Teilen aus dem Handel mit Silber, das an Venedig und von dort aus weiter veräußert wurde. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden pro Jahr im Durchschnitt zwölf Tonnen Silber in Serbien und Bosnien gefördert, in Mitteleuropa waren es 47 Tonnen.<sup>179</sup>

Von den Bergwerksstädten strahlte der Wohlstand auf das Hinterland aus, sofern Handelsgesellschaften, Kreditinstitutionen und ein überregionaler Markt für Agrarprodukte entstanden. Die Silberstadt Srebrenica besaß schon im Mittelalter eine eigene Münze sowie eine für damalige Verhältnisse fortschrittliche urbane Infrastruktur, zum Beispiel eine Kanalisation. Die Handwerke – von Bergmännern, Goldwäschern, Erzarbeitern, Schmieden, Kannengießern, Schwertfegern und Goldschmieden – entwickelten sich. Wachsende Einkommen hoben die Kultur: Wohlhabende und studierte Leute brachten ihre Bibliotheken mit klassischer Literatur nach Srebrenica mit.<sup>180</sup> Auch in den Hafenstädten des Mittelmeeres entlang der kroatischen, montenegrinischen und albanischen Küste war zu beobachten, wie mit dem Kaufmannskapitalismus der Reichtum wuchs und die Kultur florierte. Zum Beispiel bewahrte der

Tuchhändler Mihovil Petrov aus Zadar 1385 in seinen verschlossenen Holztruhen nicht nur Gold, Perlen, Edelsteine und Silberzeug auf, er besaß auch eine Abschrift von Dantes «Göttlicher Komödie», Bilder an den Wänden und eine künstlerisch ausgemalte Hauskapelle.<sup>181</sup>

Bereits im Mittelalter begaben sich Menschen unabhängig vom sozialen Stand und aus unterschiedlichsten Motiven auf Reisen. Neben der Donau, die schon den Römern den Zugang zu den Balkanpässen sicherte, bildete die große Heerstraße, die von der Festung Belgrads bis nach Konstantinopel führte, seit der Antike die wichtigste Verkehrsverbindung. Wer in Belgrad startete, erreichte nach einigen Tagesreisen durch das Morava-Tal den Verkehrsknotenpunkt von Niš. Durch Berge und Pässe wandernd, passierte man das Eiserne Tor, ehe man Serdica (Sofia) erreichte. Eine steinerne Tafel erinnert bis heute daran, dass hier einst Kaiser Trajan «Gebirge und Fluss überwunden und diese Straße erbaut» hat.<sup>182</sup> Weiter des Weges gelangte man nach Philippopolis (Plovdiv), Adrianopel (Edirne) und schließlich Konstantinopel. Ein normaler Reisender war auf dieser Strecke dreißig Tage lang unterwegs, ein Kurier etwa halb so lang. In modernen Zeiten dampfte hier seit dem 19. Jahrhundert der Orientexpress entlang.<sup>183</sup> Eine weitere zentrale West-Ost-Route führte mit verschiedenen Abzweigungen entlang der antiken Via Egnatia von Durrës über Ohrid und Thessaloniki quer durch Thrakien bis nach Konstantinopel. Mehrere Transversalen querten die Balkanhalbinsel in Nord-Süd-Richtung, verbanden unter anderem die Donau mit der Adria.<sup>184</sup>

Neben Handwerkern und Händlern, die sich aus geschäftlichen Gründen von Ort zu Ort fortbewegten, traf man unterwegs Bettler und Aussätzige, die in der Hoffnung auf Almosen umherzogen. Mönche, Priester und Gläubige legten weite Strecken zurück, um Kirchen, Klöster und sakrale Orte zu erreichen. Sie pilgerten bis nach Rom, Santiago de Compostela und zu den heiligen Stätten, nach Jerusalem, Ägypten und auf den Sinai. Lange Distanzen überwand nicht zuletzt die diplomatischen Gesandtschaften der Fürstenhöfe, zum Beispiel die des serbischen Königs, die 1281 in Süditalien und 1308 am französischen Hof in Paris eintrafen.<sup>185</sup> Zu den mobilen Gruppen gehörten auch die Gelehrten, durch die sich Kenntnisse über weite Distanzen verbreiteten.

Das Reisen zu Lande und zur See war strapaziös und gefährlich. Dunkler, dichter Wald und unwegsame Gebirge wirkten bedrohlich, weil man dort wilden Tieren oder bösen Geistern begegnen konnte. Außerdem lungerten Räuber und Wegelagerer herum, und alle paar Kilometer wurden Zölle und Wegegeld erhoben. Nur Wohlhabende saßen zu Pferde

oder wenigstens auf einem Esel, denn für eine Fahrt mit dem Wagen eigneten sich die Straßen in der Regel nicht. Die meisten Reisenden gingen daher zu Fuß, schleppten Wasser und Proviant durch größte Hitze oder Schnee und vertrauten ansonsten auf die Gastfreundschaft in den Dörfern und Weilern. Seereisen waren grundsätzlich bequemer, aber nicht weniger riskant, da man Unwetter und Schiffbrüche fürchten musste. Von Kotor segelte man bei guter Witterung in zwei Tagen nach Dubrovnik, von Durrës nach Venedig in einer Woche.<sup>186</sup>

Abgesehen vom Wegegeld existierten keine politischen Barrieren der Mobilität. Um 1050 konnte man zum Beispiel ganz ohne bürokratische Hindernisse von Anatolien quer durch das Byzantinische Reich bis nach Alexandria reisen, wobei man Stationen in Konstantinopel, Chios und Rhodos einlegte. Ein levantinischer Händler bewegte sich in dieser Zeit zum Beispiel zwischen Palermo, Genua, Marseille, Thessaloniki und dem arabischen Raum hin und her – und schrieb von jeder Station einen Brief nach Hause. Auch fromme Menschen unterschiedlicher Religionen nutzten den Postweg, zum Beispiel wenn Juden und Muslime den Akademien in Jerusalem und Bagdad Spenden schickten oder den Religionsgelehrten in Glaubensangelegenheiten Anfragen stellten.<sup>187</sup>

Zu den Schattenseiten der sich verdichtenden Fernverbindungen gehörte die Verbreitung bislang unbekannter Seuchen. 1347 gelangte erstmals die Pest über die Krim aus Asien nach Europa, als der beginnende Welthandel immer mehr Menschen und Waren über weite Distanzen miteinander in Kontakt brachte. Möglicherweise hatte auch das mongolische Heer, das 1346 Kaffa belagerte, sie nach Westen getragen. Schiffe segelten daraufhin mit infizierter Ladung von Kontinent zu Kontinent, Karawanen trugen sie durch den gesamten Orient. Binnen zehn Monaten seit ihrem ersten Ausbruch raffte die Pest drei Viertel der Bevölkerung der Krim und weiterer Kolonien hin. Auf Handelsschiffen bewegte sich die Seuche nach Konstantinopel und von dort aus nach Alexandria, Sizilien und in den gesamten Mittelmeerraum. Je dichter die Handels- und Reisebeziehungen wurden, desto kürzer waren die Intervalle zwischen den Epidemien.<sup>188</sup> So begann die Pest, ab dem 14. Jahrhundert auch in Südosteuropa periodisch zu wüten, dezimierte die Bevölkerung und verödete ganze Landstriche. Noch bis zum 19. Jahrhundert wanderten die Erreger mit Händlern, Soldaten, Diplomaten und Pilgern auf den großen Verbindungsstraßen von Istanbul über Edirne nach Sofia, Belgrad und weiter nach Ungarn und Nordeuropa oder per Schiff nach Rhodos, Smyrna, Messina, Marseille und in andere mediterrane Metropolen.<sup>189</sup>

Weitgehend verschont blieb seit dem späten Mittelalter nur Dubrovnik, wo man ebenso wie in Venedig früh die Ansteckungsgefahr erkannt hatte, die vom Fernhandel ausging. Straßenreinigung und Abwasserbeseitigung sollten helfen, ansteckende Krankheiten zu verhindern, was allerdings nicht lückenlos gelang. Nach einer verheerenden Pestseuche führten die Stadtverordneten im 14. Jahrhundert eine strenge Quarantäne ein. 1590 bauten sie ein modernes Lazarett vor den Toren der Stadt, wo Reisende, Pilger und Händler aus dem Osmanischen Reich 40 Tage lang mit ihren Waren ausharren mussten, um Infektionen auszuschließen. Der türkische Reisende Evliya Çelebi, der Dubrovnik 1664 besuchte, bewunderte das schöne Gemäuer, die geräumigen Unterkünfte und Lageräume und bedauerte nur, dass man die von Soldaten bewachte Station nicht nach Belieben verlassen durfte.<sup>190</sup> Auch andere Adria-Städte, etwa Zadar und Split, richteten um diese Zeit sogenannte Lazarette ein.<sup>191</sup>

In der Mitte des 15. Jahrhunderts erfassten epochale Veränderungen die südosteuropäischen Länder: die geistigen Entwicklungen von Humanismus und Renaissance, der Kaufmannskapitalismus und die Vorläufer einer archaischen Weltwirtschaft, nicht zuletzt Aufstieg und Expansion des osmanischen Imperiums, das Europa, sein politisches, soziales und religiöses Selbstverständnis auf so fundamentale Weise herausforderte. Auch die Balkanländer waren Teil dieser christlich-abendländischen Welt. Altbalkanische, zentraleuropäische, mediterrane und kleinasiatische Kultureinflüsse liefen hier zusammen, um einen einzigartigen Mikrokosmos lebensweltlicher und kultureller Verbindungen und Vermischungen zu gestalten. Dass Rom und Byzanz um die politische Vormacht und spirituelle Deutungshoheit konkurrierten und danach strebten, den Menschen ihre jeweiligen kulturellen, religiösen und zivilisatorischen Normen aufzunötigen, resultierte in facettenreichen, regional sehr variantenreichen Symbiosen. In all dem blieben die Menschen aber offen für künftige Begegnungen mit fernen Welten und der Erfahrung des Unbekannten. Sie nahmen an übergreifenden Prozessen teil, weil Geistliche und Gelehrte die in der Welt bekannten Formen des Wissens, der Erkenntnis von Wahrheit und der Beschreibung von Wirklichkeit teilten und selbst befruchteten, weil sich regionale Fürsten an den in der europäischen Nachbarschaft etablierten Formen von Legitimation, Herrschaft und Repräsentation orientierten und behaupteten, weil Künstler ästhetische Standards verschiedener Herkunft aufnahmen und weiterentwickelten oder weil wandernde Händler, Handwerker und Pilger ihre Denk- und Lebensweisen an die bereisten Milieus anpassten. Nicht zu-

letzt nahmen die Menschen in der Region an den Kreisläufen der mittelalterlichen Weltwirtschaften teil, die sie mit fernsten Räumen und Kulturen in Beziehung setzten. Kaufleute, Städte und ganze Regionen profitierten von der wachsenden Arbeitsteilung und vom Austausch von Waren, Menschen und Wissen, und wengleich viele von diesen Beziehungen gar nichts ahnten, gab es wenige, die dies alles noch gar nicht betraf.

### 5. Kruja 1450

Im Jahr 1450 ging der albanische Aufstand in sein siebtes Jahr. Die strategisch wichtige Festungsstadt Kruja war von osmanischen Truppen umzingelt, nachdem der Sultan in den Jahren zuvor bereits Epirus und Mittelalbanien erobert hatte. Oben auf der Burg verschanzten sich nun Soldaten des Rebellenführers Georg Kastrioti Skanderbeg, die zivile Bevölkerung war evakuiert. Skanderbeg selbst hielt sich mit weiteren Truppen in den Bergen versteckt. Auf über 500 Höhenmetern konnte man von der ehrfurchtgebietenden Burg die Ebene über ganz Albanien bis zum Meer überblicken, Feinde frühzeitig erkennen und die Bauern im Flachland mit Feuerzeichen vor anrückenden Feinden warnen. «Wie ein Nebelschleier im Wind» mögen die «unendlichen weißen Zelte» von oben gewirkt haben, die die Osmanen in der Ebene aufgeschlagen hatten.<sup>192</sup>

Im März 1444 hatten die albanischen Adeligen unter Skanderbegs Führung im venezianischen Alessio die «Liga von Lezha» gegen die Türken geschmiedet und daraufhin strategisch wichtige Festungen besetzt. Im Frühjahr 1450 zogen Sultan Murad II. und sein Kronprinz Mehmed mit mehreren Zehntausend Soldaten persönlich ins Feld, um das Widerstandsnest Kruja auszuheben. So furchterregend erschien ihr militärischer Vormarsch, dass ehemals verbündete Fürsten Skanderbegs reihenweise zum Feind überliefen. Irreguläre Stürmer, die Akindschi, plünderten, brandschatzten und malträtierten die Bevölkerung, stifteten Verwirrung und Panik. War das Terrain vorbereitet, wälzte sich ein langer Tross von Reitern, Bogenschützen, Artillerie, Fußsoldaten und Hilfstuppen die albanische Tiefebene entlang. Letztere waren leicht bewaffnete Christen, schrieb ein Chronist: «In offener Schlacht... werden sie dem Gegner als Kanonenfutter entgegengeschickt, um dessen Aufmerksamkeit abzulenken und die Kräfte zu erschöpfen.»<sup>193</sup> Ein endlos erscheinender Zug aus Versorgungs-, Sanitäts- und Instandsetzungsein-

heiten sowie Religionsgelehrten begleitete das Heer. Lastkamele und Ochsenkarren transportierten Lebensmittel, Zelte, Trommeln, Rammböcke, Waffen, Schilder und Rüstzeug sowie Bronze und Eisen, um vor Ort Geschütze zu gießen.

Mit riesigen Kanonen feuerten die Belagerer sechs Zentner schwere Kugeln auf die Festungsmauern. Der albanische Chronist Marinus Barletius schilderte, wie sie daraufhin «mit geschray und gestroepel der waffen, darzu das klingen und thoenen der busaunen» auf die Burg losstürmten, um mit riesigen Leitern die Mauerkrone zu erklimmen. Die Eingeschlossenen schleuderten Pfeile, Steine und heißes Pech durch die Zinnen gegen die Angreifer. Tausende Tote und Verwundete blieben im Feld. Später trieben osmanische Mineure unterirdische Stollengänge unter den Burgwällen durch und gruben der Stadt das Wasser ab. Belagerer und Belagerte beschossen sich gegenseitig mit Tierkadavern, um bei hochsommerlicher Hitze Seuchen in die feindlichen Reihen zu tragen.<sup>194</sup>

Skanderbeg hatte den Angreifern keine organisierte Armee entgegensetzen, nur wilde Entschlossenheit und seine wendige Reiterei. «Bestens geeignet war die Truppe für Raub und Überfall», berichtete ein anonymes Chronist, «unfähig aber zum Krieg nach italienischer Weise, schutzlos gegen ... Schwerter und Geschosse.»<sup>195</sup> Viel blieb daher nicht, als aus dem Hinterhalt Überfälle auf das osmanische Lager und die lebenswichtigen Nachschubtransporte zu unternehmen. Gefangene wurden nicht gemacht, sondern gegnerische Soldaten grausam niedergemetzelt. Bald fehlten dem osmanischen Heer Lebensmittel. Als im Herbst 1450 noch ein letzter Großangriff auf die Festung scheiterte, befahl Sultan Murad Ende Oktober grollend den Rückzug. Rasch verbreitete sich in Europa die Kunde von der wundersamen Rettung Krujas und dem Sieg ihres fabelhaften Helden Skanderbeg.

Skanderbegs Geschichte ist die der untergehenden Feudalordnung auf dem Balkan und des Aufstiegs eines neuen Weltreichs. Georg Kastrioti war der Sohn eines albanischen Adligen aus der Region von Kruja. Beim Anmarsch der Osmanen war sein Vater in Vasallenschaft des Sultans eingetreten, durfte deswegen einen Rest seiner Ländereien behalten, musste dafür aber seine Söhne als Geiseln übergeben. Sein begabter Jüngster, Georg, erhielt daraufhin am Sultanshof in Adrianopel, wohin die Hauptstadt des Osmanischen Reiches bereits 1365 verlegt worden war, eine Ausbildung als Page. Er trat zum Islam über, stieg später zum General der Kavallerie auf. Wegen seiner Waffenkünste erhielt er den

Ehrennamen Skanderbeg – «Herr Alexander» –, eine Reminiszenz an Alexander den Großen, als dessen Erben sich auch die Osmanen ansahen.<sup>196</sup> Der Sultan ernannte den erst achtzehnjährigen Skanderbeg zum Obersten eines Verwaltungsgebietes, zum Sandschak-Beg. Später schickte er ihn als Statthalter auf die Festung Kruja zurück, verweigerte ihm aber die Restitution des väterlichen Fürstentums. Erbittert knüpfte der gedemütigte Skanderbeg heimlich Kontakte nach Venedig und Neapel sowie zum ungarischen Feldherrn Johann Hunyadi, der im Herbst 1443 einen Kreuzzug gegen die Osmanen anführte. Der Albaner nutzte eine türkische Niederlage, um das Sultansheer zu verlassen, besetzte mit seinen Truppen die Festung Kruja und rief am 28. November 1443 die Unabhängigkeit aus. Demonstrativ trat er wieder zum Christentum über.

Skanderbeg übernahm den Oberbefehl der antiosmanischen Liga. Seinen Ruhm als Feldherr begründete er, als er im Juni mit zehntausend Soldaten die zahlenmäßig weit überlegenen Osmanen bei Torviolli schlug. Durch eine List gelang es ihm, die feindlichen Truppen in einen Hinterhalt zu locken und niederzumachen. 7000 türkische Soldaten kamen bei dem großen Schlachten ums Leben, 500 wurden gefangen. Die Liga verlor nur etwa halb so viele Männer.<sup>197</sup> Während die Kreuzritter im November 1444 in Bulgarien eine schwere Niederlage erlitten und sich nach Ungarn zurückzogen, eroberte Skanderbeg das väterliche Fürstentum zurück. Die Kreuzritter gaben sich nach einem weiteren erfolglosen Vorstoß 1448 im Kosovo vorerst geschlagen. Skanderbeg aber verteidigte sein unabhängiges Territorium ein Vierteljahrhundert lang, länger als jeder andere Herrscher auf dem Balkan.<sup>198</sup>

Die Albaner verehren Skanderbeg bis heute als Volkshelden. Noch zu Lebzeiten wurde er auch im Abendland eine Berühmtheit, weil er als christlicher Fürst dem Vormarsch des Islam so lange mutig widerstand, weshalb der Papst ihn als «athleta christi» rühmte. Zahlreiche Mythen, Legenden und historische Kontroversen umranken seine Biografie, und ob er möglicherweise nur aus Rachsucht handelte, bleibt bis heute umstritten.<sup>199</sup> Jedoch war Georg Kastriot Skanderbeg ein charismatischer Führer, hochgewachsen, gut aussehend und athletisch trainiert. Seine Biografen beschrieben ihn als begnadeten Kämpfer und mitreißenden Redner, im Felde mutig und in der Politik beschlagen. Neben dem in seiner Heimat geläufigen Albanischen und Südslawischen beherrschte er auch die Diplomatiesprachen Italienisch und Griechisch sowie Türkisch und Arabisch, die er am Hof des Sultans erlernt hatte. Im Felde sah man ihn mit Rüstung und Helm mit einem gehörnten Ziegenkopf. Im zivilen